

:GLAUBEN

Mein Haus steht in einem tief eingeschnittenen Tal im Schatten eines hohen Berges, an einem Bach namens Bear Creek. Während der Schneeschmelze und nach starken Regenfällen wird aus dem Bach

ein reißender Fluss, in dem schon Menschen ertrunken sind. Einmal wanderte ich den Bach hinauf, bis zu seiner Quelle oben auf dem Berg. Ich stand auf einem Schneefeld mit jenen tassenartigen, runden

Vertiefungen, die entstehen, wenn Schnee in der Sonne schmilzt. Unter dem Schnee gurgelte es leise, und an den Rändern kamen kleine Wasserfinger hervor, die sich zu Pfützen vereinigten, dann zu einem kleinen

GOTT WIEDER SEINEN PLATZ ZUGESTEHEN

Beten – Gott lädt uns ein,
eine Pause zu machen



Foto: © M. Macco, fotolia.de

Richtungswechsel

Der Bach und die Quelle ... Beim Beten wähle ich meistens den falschen Ausgangspunkt. Ich beginne im Tal, mit meinen Sorgen und Anliegen, und bringe sie vor Gott. Ich informiere ihn, gerade so, als ob er nicht schon längst alles wüsste. Ich bitte ihn und bettle wie ein Verhandlungspartner, der den anderen herumkriegen will. Warum beginne ich nicht oben, an der Quelle?

Wenn ich den großen Richtungswechsel vollziehe

und bei der Quelle anfangen, entdecke ich, dass Gott sich ja schon viel mehr Sorgen um meinen krebserkrankten Onkel, den Weltfrieden, die kaputte Familie meines Nachbarn oder meine rebellische

Teenagertochter macht als ich selber. Gottes Gnade ist wie Wasser; sie fließt nach unten. Ich beginne mit Gott, der die Hauptverantwortung für das trägt, was auf der Erde geschieht, und frage ihn, was für eine Rolle ich in seinem Plan und Wirken spielen soll. „*Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach*“, rief der

Ich brauche die Korrekturbrille des Gebets, weil ich immer wieder die Perspektive Gottes verliere.

Prophet Amos aus (Amos 5,24). Was werde ich tun: am Ufer stehen bleiben oder in das Wasser springen?

Mit diesem neuen Ausgangspunkt für mein Beten ändert sich auch meine

Bergsee, und aus dem Bergsee begann ein kleiner Bach seinen Weg nach unten, wo er sich mit anderen Bächen vereinigte, bis er, schon um einiges breiter und tiefer, an meinem Haus vorbeifloss.

Sichtweise. Ich schaue mir die Natur an und sehe nicht nur Wildblumen und das Herbstgold der Bäume, sondern das Werk eines großen Künstlers. Ich schaue die Menschen an und sehe nicht einen „nackten Affen“, sondern ein Ebenbild Gottes, das für die Ewigkeit erschaffen ist. Und mein Loben und Danken ist nicht eine lästige Pflicht, sondern das Natürlichste von der Welt.

Ich brauche die Korrekturbrille des Gebets, weil ich immer wieder die Perspektive Gottes verliere. Ich schalte den Fernseher ein und werde von einer Flut von Werbespots überschwemmt, die mir versichern, dass der Erfolg hat, der viel Geld hat und gut aussieht. Auf der Fahrt in die Stadt sehe ich einen Bettler am Straßenrand, der mit einem Schild um milde Gaben bittet, und schaue hastig zur Seite. Im Radio kommt eine Meldung über einen Diktator irgendwo in Afrika, der soeben ganze Elendsviertel mit der Planieraupe platt gemacht hat, um seine Hauptstadt zu verschönern; 700.000 Menschen haben kein Dach mehr über dem Kopf. Die Welt verdunkelt meinen Blick für die Perspektive Gottes.

Allein das Gebet gibt mir einen Blick, der demjenigen Gottes ähnelt. Die Augen gehen mir auf, und ich sehe, dass Reichtum kein erstrebenswertes Ziel, sondern eine furchtbare Versuchung ist, dass der Wert eines Menschen nicht auf seiner Kleidung oder seinem sozialen Status beruht, sondern darauf, dass er nach Gottes Bild geschaffen ist und dass Ethik über Ästhetik geht.

Alexander Schmemmann, ein Priester, der eine Reformbewegung in der russisch-orthodoxen Kirche anführte, berichtet, wie er einmal mit seiner Verlobten in Paris mit der U-Bahn fuhr! An einer Station bestieg eine alte, hässliche Frau in der Uniform der

**Allein das
Gebet gibt mir
einen Blick,
der demjenigen
Gottes ähnelt.**

Heilsarmee den Zug und setzte sich in die Nähe des Paares. Die beiden flüsterten sich auf Russisch zu, wie abstoßend die Frau aussah. Ein paar Stationen später stand sie auf, um auszusteigen. Als sie an den beiden vorbeiging, sagte sie in tadellosem Russisch: „Ich war nicht immer so hässlich.“ Schmemmann sagte seinen Schülern immer, dass diese Frau ein Engel Gottes war, der ihm die Augen öffnete.

Innehalten

„Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin!“ Ich finde in diesem bekannten Vers aus Psalm 46 zwei Anweisungen, die beide gleich wichtig sind. Erstens: Ich muss still sein, und das ist etwas, gegen das sich das moderne Leben förmlich verschworen hat.

Vor zehn Jahren waren die Leute zufrieden, wenn ich ihre Briefe binnen zwei Wochen beantwortete. Vor fünf Jahren waren sie zufrieden, wenn ich ihnen nach zwei Tagen zurückfaxte. Heute wollen sie, dass ich ihre E-Mails noch am gleichen Tag beantworte, und verstehen nicht, warum ich kein Handy oder SMS benutze. Ein Journalist fragte einmal Thomas Merton, was die größte geistliche Krankheit unserer Zeit sei. Der Mönch antwortete: „Der Götze der Effizienz. Vom Kloster bis zum Pentagon muss alles ständig funktionieren, dass die Menschen schier keine Zeit oder Kraft mehr für andere Dinge haben.“

Das Lauschen auf Geheimnisse, das Erspüren einer anderen Welt, ein Lebensstil des Seins und nicht des Tuns, ja selbst ein paar Augenblicke der Stille sind nicht leicht in unserer Welt der Hektik und Betriebsamkeit. Zeit für Gott und mein inneres Leben – ich muss sie mir förmlich ertrötzen.

Auf einer Pilgerwanderung nach Assisi in Italien legte die Schriftstellerin Patricia Hampl ein Heft mit Antworten auf die Frage „Was ist Beten?“ an. Sie schrieb ein paar Worte nieder: Lobpreis. Dankbarkeit. Bitten/Betteln/Verhandeln. Fruchtloses Jammern und Klagen. Innere Sammlung. Hier brach sie die Liste ab, denn sie entdeckte, dass das Beten nur scheinbar eine sprachliche Handlung ist: „Im Prinzip ist es eine Position, eine Stellung, die man bezieht. Und sie entdeckte weiter, dass Beten als Sammlung den Blick nicht begrenzt, sondern weitet; es ist ein gewohnheitsmäßiges Innehalten, das sich auf das ganze Dasein richtet.“

Ein gewohnheitsmäßiges Innehalten also. Seid stille! In diesem Sich-Sammeln werden meine Augen geöffnet. In diesem Bruch meiner Alltagsroutine erhält alles im Universum seinen richtigen Platz.

Dieses Sich-Sammeln bereitet mich vor für die zweite Anweisung: „... *erkennt, dass ich Gott bin! Ich will der Höchste sein unter den Heiden, der Höchste auf Erden*“ (Psalm 46,11). Nur durch das Gebet kann ich diese Wahrheit mitten in einer Welt glauben, die die Gott nicht erhöhen, sondern verdrängen will.

In einer Aussage vor der Wahrheits- und Aussöh-

**Das Gebet
erlaubt es
mir, meine
Grenzen,
Schwächen
und Niederlagen
zuzugeben
– zuzugeben
vor jemandem,
der auf unsere
menschliche
Schwäche
mit unendlicher
Gnade antwortet.**

Wenn der Sündenfall damit begann, dass zwei Menschen wie Gott werden wollten, dann besteht der erste Schritt beim Beten darin, dass ich Gott wieder seinen Platz zugestehe.

nungskommission in Südafrika berichtete ein Schwarzer, wie er zu Gott rief, als die weißen Wächter, nachdem sie ihn mit Gummiknüppeln geschlagen hatten, Elektroden an seinem Körper befestigten. Sie lachten ihm ins Gesicht, und der eine höhnte: „Hier sind wir Gott!“ Die Gerichtsverhandlung offenbarte die ganze Hohlheit dieses Satzes, denn jetzt saßen dieselben Wächter, all ihrer Macht beraubt, mit gesenkten Köpfen auf der Anklagebank. Sie waren gründlich entthront worden.

In Psalm 2 lacht Gott im Himmel über die Könige der Erde, die sich gegen ihn erheben wollen. Für den verfolgten Pastor einer Hausgemeinde in China oder den Christen, der in einem Arbeitslager in Nordkorea gefoltert wird, erfordert es einen großen Glaubenssprung, um wirklich zu der Gewissheit zu kommen, dass Gott der Höchste ist. Ich denke an Paulus, der in einem Kerker in Philippi Loblieder sang (Apostelgeschichte 16,25) oder an Jesus, wie er Pilatus aufklärte: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben her gegeben wäre“ (Johannes 19,11). Selbst in dieser kritischen Stunde behielt

Jesus seinen Weitblick, die Perspektive der Ewigkeit.

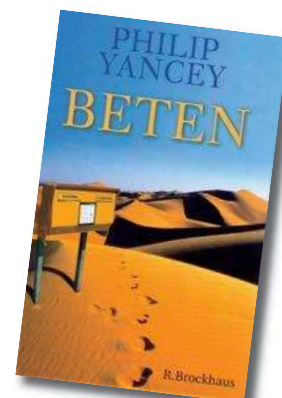
„Seid stille und erkennet, dass ich Gott bin!“ Im Lateinischen lautet der Imperativ für „Seid still“ vacate. Das entsprechende Substantiv, vacatio, bedeutet so viel wie „Befreitsein“, „Diensturlaub“. Simon Tugwell erklärt: „Gott lädt uns ein, uns einen Urlaub zu gönnen, eine Weile aufzuhören, Gott zu spielen, und ihn selber Gott sein zu lassen.“ Zu oft stellen wir uns das Beten als lästige Arbeit vor, eine Pflicht, die wir irgendwie zwischen den übrigen Tagespflichten unterbringen müssen. Genau das ist falsch, schreibt Tugwell: „Gott lädt uns ein, eine Pause zu machen. Wir dürfen all diese anderen wichtigen Dinge, die wir in unserer Eigenschaft als Gott tun müssen, liegen lassen und Gott Gott sein lassen.“ Das Gebet erlaubt es mir, meine Grenzen, Schwächen und Niederlagen zuzugeben – zuzugeben vor jemandem, der auf unsere menschliche Schwäche mit unendlicher Gnade antwortet. Gott Gott sein lassen – dazu muss ich natürlich von meinem Chefsessel, auf dem ich der Boss bin, heruntersteigen, muss die Welt, die ich so

sorgfältig um mein ach so wichtiges Ich herum aufgebaut habe, aufgeben. Adam und Eva, die Erbauer des Turms von Babel, Nebukadnezar, jene Gefängniswächter aus Südafrika, aber auch all jene, die mit Süchten oder ihrem eigenen Ich kämpfen, wissen, worum es geht. Wenn der Sündenfall damit begann, dass zwei Menschen wie Gott werden wollten, dann besteht der erste Schritt beim Beten darin, dass ich Gott wieder seinen Platz zugestehe. „Auf dass der Mensch erkenne, dass er nicht seinen eignen Ort bewohnt“ (John Milton).

Philip Yancey

aus „Beten“ S. 28 – 32, 2007,
R. Brockhaus-Verlag, Wuppertal
Geb., 480 Seiten, EUR 19,95
ISBN 978-3-417-26716-7

Abdruck mit freundlicher
Genehmigung



VITAMIN B

DIE BEZIEHUNG ZU GOTT LEBENDIG ERHALTEN

Für die antike Welt war die *Gemeinschaft mit den Göttern* lebensnotwendig. Man konnte sich ihrer zwar nie sicher sein, denn griechische wie römische Götter waren, charakterlich gedacht – das Spiegelbild der Menschen. Aber es musste geopfert werden. Und in den Tempelkulten vollzog man auch rein physisch die „Gemeinschaft mit den Göttern“, indem die

Männer gerne das Angebot der Tempelprostituierten annahmen. Daneben aber gab es philosophische Bedenkenträger, die sich der Existenz der Götter oder deren machtvoller Wirksamkeit durchaus nicht sicher waren. Sokrates z.B. konnte „*das burleske Gewimmel im griechischen Götterhimmel nicht wirklich ernst nehmen ... und starb unter der Anklage des Atheismus*“ (Manfred Lütz in seinem Buch „GOTT“).



Manfred Lütz, „GOTT – Eine kleine Geschichte des Größten“, Geb., 297 S., EUR 19,95, 2007 Pattloch (ISBN 3-629-02158-1)

Gemeinschaft mit Gott

Dagegen stand nun die Botschaft der Christen. „Unsere **Gemeinschaft** ist mit dem **Vater** und mit seinem **Sohn Jesus Christus**“ (1. Johannes 1,3). Dazu lud der Apostel Johannes die Empfänger seines Briefes ein. Das war eine fundamentale Aussage über das Christsein, die bedeutendste neben der, dass Christus für die Sünden der Welt gestorben ist und „unsere Sünden nun vergeben sind um seines Namens willen“ (2,12). So entstand Gemeinschaft mit Gott.

Mit seiner Botschaft kippte Johannes alle antiken Unsicherheiten und die fragwürdigen rituellen Praktiken der römischen Reichsheiden über Bord und behauptete, erst die Gemeinschaft mit Gott, dem Vater, und mit seinem Retter-Sohn Jesus Christus würde *völlige Lebensfreude* bringen (1,4).

Johannes stimmt da ganz mit dem Apostel Paulus überein. Der hatte schon vorher in seinem ersten Brief an die Korinther geschrieben, dass „Gott die Gläubigen berufen habe in die **Gemeinschaft** seines Sohnes Jesus Christus“ (1,9). Das also ist es, was wir als Christen als das besondere Gut geschenkt bekommen haben.

Vielleicht ist es auch besonders gefährdet und neigt dazu, von uns vernachlässigt zu werden. Die Frage kommt ja sofort: *Wie sieht diese Beziehung praktisch aus? Wie pflegen wir diese besondere Beziehung zu Gott?*

Wie in jeder Beziehung, so gibt es auch hier die aktiven Äußerungen auf beiden Seiten. Zunächst die unsere:

Gemeinschaft ist Willenssache

Wir haben eine existenzielle Beziehung zum einzigen und zum lebendigen Gott dieses Universums! Wenn wir nicht so erdgebunden wären, müsste ja eigentlich jeden Morgen nach dem Aufwachen unser Geist – je nach Alter! – in helle Begeisterung oder in stille Dankbarkeit und Freude versetzt werden durch diese Tatsache.

Doch die Umstände, in denen jeder von uns persönlich steckt, sind stark. Da ist die Morgenhektik, die anstehenden Probleme, die zu bewältigen sind. Oft verhindern sie eine Begegnung mit Gott. Vielleicht reicht es gerade

noch für die „Losung“ und dann verläuft der Tag nach unserer eigenen Gestaltung.

Gemeinschaft – Beziehung? Das bedeutet für mich auf jeden Fall zunächst eine starke Gewissheit: der Vater und der Sohn selbst wollen diese Gemeinschaft mit mir. Sie bieten sie mir jeden Tag neu an. Sie garantieren sie überhaupt, denn sonst käme sie nie zustande, selbst nicht bei den Willigen.

Ob in der Frühe eines Tages oder später in den Pausen des täglichen Lebens – wir können diese Beziehung ständig neu suchen, indem wir mit Gott reden. Sei es durch eigene Worte oder – wenn man noch etwas von Auswendiglernen hält – mit denen der Psalmen:

- „Ich will, Herr, danken mit meinem ganzen Herzen ... In dir will ich mich freuen und frohlocken, will deinen Namen besingen, du Höchster“ (Psalm 9,2.3). David sagt hier drei Mal: „Ich will“. Er kannte das wirkliche Leben.

Er wusste: Es ist eben nicht nur Stimmungssache, die Verbindung nach oben in Gang zu bringen. Es ist eine Aktion meines Willens. Genauso geht es mit folgenden Worten:

- „Ich liebe dich, Herr, meine Stärke“ (Psalm 18,2). So drückt man seine Liebe zu Gott aus, wie man es dem oder der Geliebten gegenüber tut. Aber eben nicht nur, wenn die Gefühle überschwänglich sind, sondern auch einfach so – aus Überzeugung.

Für die eigene Seele bitten

Schließlich sind es auch die **Bitten an Gott**, die unsere Beziehung lebendig erhalten. Die Situationen eines Tages bieten ja auch genügend Anlass dafür, einen Hilfeschrei loszuwerfen. Zum Beispiel eine Bitte für die eigene Seele, dass sie liebevoll sein kann statt den heißen Ärger herauszulassen. Männer lassen ihren Zorn oft am Gaspedal ihres Autos heraus. Es gibt viele Situationen, die uns ärgern. Auf Ämtern und in Kaufhäusern, in Restaurants und in Straßenbahnen muss man oft warten. Vor sich hat man den Beamten hinter seinem Schreibtisch: wohlgesonnen oder nicht? – Am Ende des Rollbandes mit einer Fülle von Waren sitzt die Kassiererin: Liebenswürdig oder missmutig? – Im Restaurant kommt die Bedienung an den Tisch, es gibt kurze Wortwechsel. – Die Frau in der Straßenbahn hat den Sitz neben sich mit Einkaufstüten bepackt; keine Regung, ihn

freizumachen für einen Fahrgast. Schnell lässt man seinen Ärger heraus und schimpft. Warum danken oder beten wir stattdessen nicht für diese Leute, um den Segen Gottes auf sie zu legen? Es würde uns auch offen machen für den anderen. Es würde uns helfen, in Gottes Art zu reagieren. Es würde unsere Gemeinschaft mit ihm lebendig erhalten.

Gott will uns Orientierung geben

Es geht darum, die Stimme Gottes, die Stimme des „guten Hirten“ wahrzunehmen. Es liegt ihm daran, uns Orientierung zu geben. Das Alte Testament drückt es häufig aus, Psalmisten und Propheten fassen diese Absicht Gottes in Worte. In Psalm 23 geht es darum: „Er führt mich ...“.

Psalm 32,8: „Ich will dich unterweisen und dich lehren den Weg, den du gehen sollst.“

Jesaja 30,21: „Deine Ohren werden hinter dir den Zuruf hören: Dies ist der Weg, darauf wandelt, wenn ihr nach links oder rechts abbiegen wollt.“

Das Neue Testament beschreibt diese Absicht Gottes in Berichten: Paulus wird auf seinem Weg angehalten und auf einen neuen geführt. In Kleinasien gelingt es Gott, ihn und sein Team genau dahin zu bringen, wo er sie haben wollte. Philippus erfährt Gottes konkrete Führung auf seinen evangelistischen Wegen und ebenso Petrus, um die Tür zu den Heiden zu öffnen.

Gottes Stimme vernehmen – wie geht das?

Das Neue Testament weist uns zum **Wort Gottes** und zu **Jesus Christus**, dem lebendigen Wort. Beziehungspflege beginnt mit dem, was Gott uns schon in großer Breite gegeben hat.

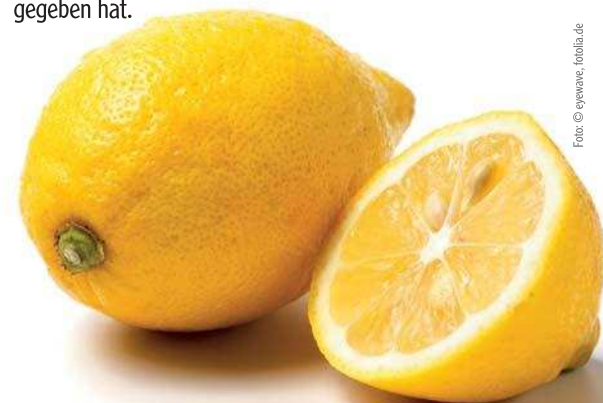


Foto: © eyewave, fotolia.de

Paulus schickt seinen Freund und Mitarbeiter Timotheus in dieses Studium: „Jede Schrift ist nützlich ... Sie macht dich vollkommen“ (2. Timotheus 3,14-17). Wer Abkürzungen zum Reden Gottes sucht und sein Wort vernachlässigt, wird scheitern. Das geschriebene Wort bildet den Wurzelboden in uns, aus dem heraus Beziehung wächst. Jesus gibt seiner eigenen Rede göttliche Autorität, wenn er sagt: „Wie der Vater mich gelehrt hat, das rede ich“ (Johannes 8,28). Im Wort der Bibel ist die Stimme Gottes vernehmbar.

Meine Mutter saß eines Nachts während des Krieges am Tisch, las in der Bibel und wartete auf die Sirene, die einen Fliegerangriff ankündigen und sie und uns in den Bunker treiben würde. Sie war hundemüde von der Arbeit eines langen Tages. Da las sie in Psalm 3 über das Gespräch des Psalmisten mit dem Herrn und dann den Vers 6: „Ich legte mich nieder und schlief; ich erwachte, denn der HERR stützt mich.“

Sie schloss die Bibel, ging zu Bett und schlief sofort ein; kein Bombenangriff weckte sie.

„Ihn hört!“

Von Klaus Bockmühl, dem verstorbenen, ehemaligen Direktor des Theologischen Seminars Chrischona, Schweiz, ist ein Buch mit dem bezeichnenden Titel „Leben mit dem Gott, der redet“ herausgegeben worden. Er schreibt dort: So wie Jesus auf den Vater gehört hat, so hören wir heute auf Jesus. Bei seiner Verklärung auf dem Berg hat Gott zu den drei Jüngern über Jesus, seinen Sohn gesagt: „Ihn hört!“ Dieses Hören kommt vor dem Handeln, betont Bockmühl. „Das Wort Christi ist der große Stabilisator unseres Lebens. Auf ihn zu hören, führt uns in die Wahrheit und in die Freiheit.“

Einer seiner Schüler erzählte einmal auf einer Tagung in Wiedenest aus eigener Erfahrung, wie sensibel Bockmühl für das Reden Gottes gewesen sei. Er sei einmal nachts aufgewacht und habe sofort den starken Eindruck gehabt, er solle sich auf den Weg nach Hessen machen, wo einer seiner ehemaligen Studenten in großer innerer Not sei. Er habe seinen Unterricht delegiert und sei in aller Frühe mit dem Zug von der Schweiz nach Hessen gefahren. Dort habe er seinen Studenten, der in einem Gemeindepraktikum höchst verzweifelt war, natürlich überrascht angetroffen. Und in einem langen

Gespräch sei diesem die entscheidende Hilfe geworden, die ihn nicht nur in der damaligen Krisensituation gerettet, sondern auch seinen zukünftigen Dienst geprägt habe.

Gott schweigt nicht

Unsere Beziehung zu Gott wird durch sein Reden lebendig erhalten. Es ist seine Antwort auf unser „ihn Suchen von ganzem Herzen“ (Jeremia 29,13). Wie vernehmen wir ihn? Aus der gegenwärtigen Kirchen- und Missionsgeschichte erfahren wir viel über die Art, wie Jesus sich hörbar und sogar sichtbar macht.

Dies kann auch durch Träume und Visionen und durch vernehmbare Stimme geschehen. Meine Mutter erzählte uns über ihre Erfahrung, als sie vor Gott klagend ihre Ungeduld darüber ausdrückte, dass wir nach vielen Jahren noch nicht aus der Missionsarbeit zurückgekehrt seien. Plötzlich wurde sie bei der



Foto: © Chlorophylle, fotolia.de

Küchenarbeit von einer Stimme laut und deutlich angesprochen, sie solle sich begnügen, ihr Sohn gehöre dem, der mit ihr rede. Von da ab war sie im Frieden über diesem sehr natürlichen Wunsch, ihre Kinder und Enkel bei sich zu haben.

Er leitet unsere Gedanken

Die allgemeinere und natürlichere Art Gottes, zu uns zu reden, ist wohl die, dass er sich **unseren Gedanken** mitteilt. Oder anders ausgedrückt: „Sein Reden nimmt völlig die Form von Gedanken an, die unsere Gedanken sind, obwohl sie nicht von uns kommen“, schreibt Dallas Willard in seinem Buch „Die eine sanfte Stimme“. Es ist wohl die Art, die wir am häufigsten erfahren, wo wir aber besonders vorsichtig sein müssen. (In diese Kategorie fällt das obige Beispiel von Klaus Bockmühl.) Denn wir müssen unterscheiden, ob die Gedanken von uns, oder von Gott kommen. Dies kann nur der, der sein Denken tief in Gottes Wort gegründet hat.

Im Sinn von Christus denken

Wenn Gott Beziehung zu uns sucht, bedient er sich unserer Geschöpflichkeit. Dies wird z.B. an folgenden Bibelstellen deutlich: Sprüche 20,27: „Der Geist des Menschen ist eine Leuchte des HERRN, durchforscht alle Kammern (Räume) des Leibes (alles, was in ihm ist)“. Und neutestamentlich ausgedrückt in 1. Korinther 2,16: „Wir aber haben Christi Sinn (Denken)“, oder „Wir denken im Sinn von Christus“.

Der von Gott erneuerte und bewegte menschliche Geist lässt Gottes Gedanken herein und wird so zum Instrument der Beziehung. Die großartige Überzeugung von Paulus, dass „wir Christi Denken“ haben, führt uns zu einer geistlichen Entwicklung, die wir selbst in die Hand nehmen müssen: „Lasst euch verwandeln durch die Erneuerung eures Sinnes (Denkens und Wollens)“ (Römer 12,2). Das hat Langzeitwirkung!

Lütz schreibt in seinem oben erwähnten Buch über unser Gehirn, das das Zentrum des Denkens ist: „Die Hirnforschung hat enthüllt, dass das Gehirn ... ein plastisches Gebilde ist, das sich im Laufe des Lebens je nach den Eindrücken, die es empfängt, und den Tätigkeiten, die es steuert, entwickelt. ... Das Gehirn entwickelt im Laufe des Lebens sozusagen bestimmte Trampelpfade, die es dann immer wieder benutzen kann“.

Hier sind wir verantwortlich. Und hier liegen große Möglichkeiten: unser Denken – unseren Sinn – tatsächlich von Gott prägen zu lassen. Er hat das Ziel unserer Beziehungspflege mit ihm klar genannt: Sein Wille für unser Leben.

Der Herr ist in der Lage, auch in großem Trubel unser Ohr zu erreichen. Aber dafür braucht es auch die Erfahrung der Stille und Übung. Denn es wird sofort klar, dass wir dieses Reden wegfiltren können. Wenn wir selber voller Nachrichten, Informationen, Bilder, planerischer Gedanken und ständig auf Trab (auch auf geistlichem) sind, können wir schnell sein Reden überhören.

Der Herr will zum Zug kommen. Er hält sozusagen alle Kommunikationskanäle offen und frei von Störungen. Es liegt an uns, sie zu nutzen und hörbereit zu werden.

Klaus Brinkmann

Klaus Brinkmann war 23 Jahre Missionar in Afrika und hat anschließend neun Jahre das Missionshaus Bibelschule Wiedenest geleitet. Er lebt im Ruhestand mit seiner Frau Betty in Gummersbach, die beiden haben zwei Kinder und vier Enkelkinder.





Foto: © broker, fotolia.de

:LEBEN

ZU JUNG?

Das hat meinen Glauben wachsen lassen ...

„Dafür bin ich doch noch viel zu jung“ ...

... dachte ich, als ich das erste Mal auf eine mögliche Mitarbeit für ein Zeltlager im Sommer angesprochen wurde. Schließlich war ich ja erst ein paar Monate in der Kinder- und Jugendarbeit tätig. „Ich werde mal sehen, ob ich dann Zeit habe“, war meine vorläufige Antwort, um mehr Zeit für eine gute Ausrede zu gewinnen. Im Jahr darauf fragte mich der Leiter des Zeltlagers, ob ich mir eine Mitarbeit vorstellen könnte. „Glücklicherweise“ gab es dieses Mal jedoch eine Überschneidung mit einem bereits bestehenden – wenn auch nicht allzu wichtigen – Termin in meinem Kalender, so dass ich erneut eine Mitarbeit vermeiden konnte. Im folgenden Jahr bat mich dann ein Teilnehmer aus meinem Teenkreis, ihn auf das Zeltlager zu begleiten. Diesmal stimmte ich zu. Nachdem ich mich also zwei Mal erfolgreich „drücken“ konnte, meldete ich mich in jenem Jahr als Mitarbeiter für das Zeltlager an.

Bisher hatte ich immer versucht, Risiken oder mir unbekannten Situationen möglichst aus dem Weg zu gehen. Das Zeltlager war für mich eine solche unbekannte Situation, so dass sich meine Motivation hierfür im Vorfeld in Grenzen hielt und ich vielleicht sogar etwas Angst davor hatte. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon seit mehreren Jahren eine Beziehung zu Jesus Christus, arbeitete im Teenkreis meiner Gemeinde verbindlich mit und nahm mir Zeit für Bibellese und Gebet. Trotzdem verfestigte sich bei mir der Eindruck, dass ich Jesus in meinem Leben bisher nur selten erlebt hatte. Wann war ich Jesus eigentlich das letzte Mal begegnet? In der Stillen Zeit las ich

aufmerksam die Evangelien über das Leben und Wirken Jesu, wie er seine Jünger lehrte und welche Verheißungen uns im Neuen Testament gemacht werden. Aber ich konnte mich nicht daran erinnern, jemals mit meinem Glauben kleine Hügel versetzt zu haben, geschweige denn irgendwelche Berge. Was war also der Grund, warum mein Wissen zwar wuchs, meine Beziehung zu Jesus aber an einem Punkt stagnierte? Wieso hatte ich Gottes Handeln in meinem Leben so selten erfahren?

Am Zeltlager nahmen ca. 150 Teenager teil, die aus Landeskirchen oder freikirchlichen Gemeinden kamen oder noch gar keine Berührungspunkte mit dem christlichen Glauben hatten. Die Teens wurden in sechs „Stämme“ aufgeteilt – Teens aus zerrütteten Elternhäusern, Jugendliche mit einschlägigen Erfahrungen mit der uniformierten Staatsgewalt sowie Teenager, die viel zu cool für ein frommes Zeltlager waren und nur auf Wunsch ihrer Eltern da waren. Die Jugendlichen aus meiner Heimatgemeinde kamen ausschließlich aus frommen Elternhäusern, hatten Respekt vor Älteren und waren überwiegend „pflegeleicht“. Für mich stellte dieses Zeltlager eine echte Herausforderung dar! Aus diesem Grund betete ich für die Woche mit den Teens und brachte auch meine eigenen Unsicherheiten vor Gott. Nie zuvor erlebte ich die Auswirkungen und die Kraft des Gebetes so intensiv wie in diesen Tagen. Mehrere Teenager bekannten, dass sie in dieser Woche ihr Leben Jesus übergeben hätten. Ein Teen aus meiner Gruppe begann auf dem Zeltlager mit Jesus einen Neuanfang. Zwischen einem Jugendlichen aus meiner Gemeinde und mir entwickelte sich in diesen Tagen ein andauerndes Vertrauensverhältnis. Wir sprachen erstmals

über sehr persönliche Angelegenheiten. Auf dem Zeltlager im folgenden Jahr durfte ich ähnliche Erfahrung mit einem anderen Teen aus meiner Gemeinde machen. Zwischen uns entwickelte sich eine Freundschaft, und wenige Wochen nach dem Zeltlager durfte ich ihn auf sein Glaubensbekenntnis hin taufen. Mittlerweile arbeitet er selbst in der Jungschararbeit unserer Gemeinde mit.

Obwohl ich damals bereits seit drei Jahren im Teenkreis meiner Gemeinde mitarbeitete, erlebte ich auf diesem Zeltlager erstmals persönlich mit, wie junge Menschen ihr Leben an Jesus Christus übergaben. Mehrfach erhörte Gott meine Gebete und machte Dinge möglich, die mir unmöglich schienen. Aufgrund dieser Erfahrung bin ich fest davon überzeugt, dass Gott zu den Verheißungen steht, die er den Menschen gegeben hat. Ich wurde auf dem Zeltlager Zeuge davon, wie Gebet Menschen verändert. Wenn wir den Eindruck haben, Gott in unserem Leben selten zu erleben, kann es an unserer fehlenden Bereitschaft liegen, Gottes Ruf zu folgen und die Herausforderungen, die er uns stellt, anzunehmen. Mich selbst musste Gott drei Mal auffordern, ehe ich mich der „Herausforderung Zeltlager“ stellte. Nach wie vor fällt es mir nicht immer leicht, mich mit Aufgaben in der (Gemeinde-)Mitarbeit auseinanderzusetzen. Manchmal muss ich auch über meinen eigenen Schatten springen, um ein natürliches Gespräch über meinen Glauben mit meinem Arbeitskollegen zu führen. Aber genau in diesen Situationen sind meine Erfahrungen mit Gott am intensivsten.

Manfred Hellmick



Manfred Hellmick (Jg. 1982), Kriminalbeamter, ist verheiratet und wohnt in Bremen.

FEUER UND ASCHE ...

... oder wie wir uns gewöhnen und entwöhnen

Ein sehr frommer Katzenbesitzer las jeden Tag einige Minuten in der Bibel und betete anschließend. Diese Zeit morgens in aller Frühe wurde ihm sehr wertvoll. Dadurch entstand eine leidenschaftliche Zuneigung zu seinem Herrn Jesus. Auch seine Katze liebte diese Zeit, denn sie schmiegte sich an ihn und schnurrte vor Vergnügen, wenn er niederkniete um zu beten. Das jedoch störte sein Gespräch mit seinem Herrn. So kam er auf die Idee, die Katze mit einer Leine am Bettpfosten festzubinden. Nun konnte er ungestört beten. Die Katze störte dies nicht. Die Tochter des Mannes sah, wie die morgendliche Stille ihren Vater positiv veränderte. Sobald sie eine eigene Familie gründete, beschloss sie, der guten Gewohnheit ihres Vaters nachzueifern. Auch sie band ihre Katze an den Bettpfosten, bevor sie mit ihrer „Zeit vor Gott“ begann. In ihrer Generation jedoch verlief der Alltag schon viel schnelllebiger, deshalb hatte sie nicht so viel Zeit wie ihr Vater. Sie begnügte sich mit dem Lesen der Losung und einem kurzen Gebet. Als ihr Sohn erwachsen war, wollte auch er einige der Traditionen bewahren, die schon seiner Mutter und seinem Großvater so viel bedeutet hatten. Doch sein Leben gestaltete sich noch viel hektischer. Er hatte einfach keine Zeit mehr für die Andacht am frühen Morgen. Von daher fielen Bibellesen und Gebet weg. Aber um die Tradition zu erhalten, band er morgens beim Anziehen seine Katze an den Bettpfosten.

Feuer bewahren

Wir schmunzeln über diese Anekdote und denken: „Das ist ja völlig übertrieben.“ Und doch – Gewohnheiten haben auch ihre guten Seiten. Prinzipiell stimmen wir als überzeugte Christen dem österreichischen Dirigenten und Komponisten Gustav Mahler (1860-1911) zu, wenn er behauptet: „Tradition ist das Bewahren des Feuers und nicht Anbetung der Asche.“ Aber rasch stellt sich für uns die Frage, was das Feuer und was die Asche ist. Was brennt eigentlich in meinem geistlichen Leben oder im Leben

der Gemeinde. Was ist längst schon zur Asche geworden?

Wir entdecken zu unserem Leidwesen, dass es nicht so einfach ist, das herauszufinden. Denn was für den einen loderndes Feuer ist, ist für den anderen kalte, abgestandene Asche. Es ist wahr. Christen unterscheiden sich. Auch und gerade in ihren Ansichten, Riten, Bräuchen, Gewohnheiten, Traditionen und Zeremonien.

Eigenes Feuer schüren

Als Christen können und dürfen wir unsere eigene Herkunft (das gilt auch für unsere

Gemeindeherkunft) und Biografie nicht verleugnen. Beides gehört zu unserem Leben einfach dazu. Wir sind geprägte Kinder unserer Zeit. Gesellschaftliche, kulturelle, ethische, politische und religiöse Einflüsse strömen durch unterschiedliche Kanäle in unsere Gedankenwelt ein. Manchmal verstopfen wir die Ausgänge, manchmal dehnen wir die Rohre, und oftmals merken wir gar nicht, ob Flut oder Ebbe herrscht. Dann steht uns das Wasser bis zum Hals.

Es ist uns allen klar, dass das Lesen und Studieren der Bibel, das Hören der Predigten, der Austausch mit anderen Christen, der Besuch von Gottesdiensten

und das Aufmerken auf die Stimme des Heiligen Geistes unsere Lebensphilosophie entscheidend mitgestaltet. So entwickelt sich oft, für manchen allerdings zunächst unbemerkt, ein eigener Frömmigkeitsstil mit „hell leuchtenden Flammen“.

Unsere persönlichen, „fromm lodernden“ Gewohnheiten, Traditionen und Zeremonien stören uns in der Regel ganz und gar nicht, denn sie gehören einfach zu unserem Leben dazu. Bei ihnen sind wir zu Hause, denn das deutsche Wort „Gewohnheit“ meint „ge-wohntes Sein“. Gerade als Christen neigen wir dazu, Gewohnheitsmenschen zu sein, die sich von Gewohntem und Gewohnheitsrechten gewöhnlich nur schwer entwöhnen können und sich nur selten umgewöhnen lassen wollen.

Fremdes Feuer achten

Meistens fallen uns deshalb zuerst die Gewohnheiten anderer Christen ins Auge. Leise, oder aber auch lauthals, geben wir zu verstehen, dass wir solche „gesetzlichen und konservativen“ oder vielleicht auch „progressive liberalen“ Angewohnheiten nicht pflegen. Wir bringen kaum Verständnis für die Eigenarten anderer auf, und es gelingt uns nicht oder nur schwer, uns an das für uns Außergewöhnliche zu gewöhnen. Wir achten das Feuer anderer als Asche.

Eigene Asche entsorgen

Zudem leben wir oft genug in einem inneren und äußeren Zwiespalt. Wir wissen, dass wir die eine oder andere Gewohnheit ablegen sollten. Energisch schütteln wir bestimmte Traditionen ab, weil sie uns lähmen. Wir fürchten uns vor Routine und Mechanismus in unserem Glaubensleben. Wohin bloß mit der Asche? Aber: „Jeder kennt noch ein Zeremoniell, über das er schimpft, und eines, das er behalten will“, so der deutsche Pädagoge und Publizist Johann Paul Richter (1763-1825). Was für den einen zum Tode führt, kann für den anderen Leben bedeuten. Gleiche fromme Gewohnheiten sind für den einen tödliches Gift, während es für den anderen eine heilende Wirkung hat.

Eigenes Feuer entfachen

Deswegen müssen wir unseren eigenen Standpunkt realistisch beurteilen lernen und ihn unter Umständen sogar verändern, anstatt an anders denkenden Christen herumzunörgeln. Bedenken wir auch, dass wir persönlich beides haben können: Feuer und Asche. Nur das Prüfen des eigenen Herzens und das Ordnen unserer Gedankenwelt kann uns davor schützen, in „schlechte“ Gewohnheiten abzudriften, denn selbst die frömmsten Gewohnheiten können uns zum Fallstrick werden, wenn wir in ihnen festfrieren und mit der Zeit in ihnen erstarren. Eine einfache Frage, an mich persönlich gerichtet, kann zur Selbstprüfung helfen: „Aus welchem Grund (Motiv) mache ich was?“ Darüber hinaus ist es ein schwacher Trost für Traditionalisten, wenn Walter Ludin (*1945) sagt: „Das Neue kann der Anfang einer langen Tradition werden“.

Zur Selbstprüfung gehört zudem, dass man zuerst auf sich selbst achtet. Paulus warnt im Kolosserbrief 2,8 die Christen: „Seht zu, dass niemand euch einfange durch die Philosophie und leeren Betrug nach der Überlieferung der Menschen, nach den Elementen der Welt und nicht Christus gemäß!“ Überlieferungen sind „Nebengeschenke“ oder „Beigaben“ (griech: paradoxis). Diese Gaben sind im eigentlichen Sinn Gewohnheiten, die wir annehmen, erlernen oder entwickeln. Sie sind mündlich oder schriftlich überliefert worden. Sie können gut, neutral oder schlecht sein. Man kann an ihnen festhalten oder sie verändern. Sie können richtig oder falsch sein. Menschliche Überlieferungen können gut und nützlich sein, allerdings auch wertlos oder schädlich. Sie können das geistliche Leben lähmen oder schlimmstenfalls töten.

Doch auch das gilt es zu bedenken: Überlieferungen oder Gewohnheiten können durchaus das geistliche Leben fördern, formen, gestalten und erhalten. Der einzige Unterschied zwischen menschlichen und biblischen Gewohnheiten liegt darin, dass die Gewohnheiten, die die Bibel uns nennt, das geistliche Leben niemals töten! Sie sind zeitlos stabil und bleibend.

Für Jesus brennen

So mancher Christ lässt sich einfangen, ähnlich wie im Altertum Menschen als Sklaven gekidnappt und verkauft wurden. Deshalb gilt es, wach zu sein und aufzupassen, dass menschliche – und seien es noch so fromme – Gewohnheiten, Traditionen, Rituale und Zeremonien uns nicht von Christus wegziehen. Darum ist mein Gebet:

*Herr, deine Augen sehen
in unser Herz hinein,
nichts kann vor dir bestehen,
kein Trug noch falscher Schein.
Wir können viel verbergen
vor Menschen, nicht vor dir.
Wir prahlen mit den Werken
und sagen: So sind wir.*

*Du gibst uns zu verstehen,
dass mancher sich geirrt,
und Dinge falsch gesehen,
die andre nur verwirrt.
Herr, du prüfst Herz und Nieren,
ob wir voll Heuchelei
und ob wir uns verlieren
in Satans Sklaverei.*

*Doch er wird untergehen,
der ganze fromme Schein,
Wenn wir dich, Jesus, sehen,
dann wird der Große klein!
Wir müssen neu erkennen,
was Gottes Geist uns sagt,
die Schuld beim Namen nennen,
wohl dem, der es jetzt wagt.*

Text: Erik Junker
Melodie: Wir haben einen Felsen (GL 223)

Erik Junker

:P

Erik Junker, geb. 1961 im hessischen Hinterland, verheiratet mit Anne, vier Kinder. Seit 1990 vorrangig in der Gemeindegründungs- und Aufbauarbeit tätig.



EIN VATER NACH DEM HERZEN GOTTES

Der Prophet Samuel tat, was Gott ihm aufgetragen hatte. Er besuchte Isai, einen Hirten in Bethlehem, und begutachtete dessen Söhne. Das tat er so gründlich wie ein General, der seine Truppen inspiziert. Als Erstes sah er Eliab und dachte: „Das ist er. Schau ihn dir an! Ein Bild von einem Mann! Alles spricht für ihn: Er ist groß, er ist stark, er sieht gut aus.“ Aber Gott sagte: „Irrtum! Er ist nicht der, den ich erwählt habe.“ Als Nächstes fiel Samuels Blick auf Abinadab, und er glaubte zu verstehen, wen Gott wirklich meinte. „Er ist nicht so groß wie Eliab, aber er sieht aus wie ein guter Krieger. Ich kann mir gut vorstellen, wie er sich furchtlos in den Kampf stürzt.“ Aber Gott sagte: „Schau dich weiter um, Samuel!“ Samuel schaute sich den dritten Sohn an, Schamma, und dachte sich gleich, dass auch der nicht gemeint sein könne. Nachdem Isai stolz alle seine sieben Söhne dem Propheten vorgeführt hatte und deutlich wurde, dass der Gesuchte nicht dabei war, begann Samuel sich zu wundern. „Herr, bist du sicher, dass du Isai in Bethlehem gemeint hast?“ Endlich fragte Samuel: „Hast du vielleicht noch mehr Söhne, Isai?“ Dieser zuckte mit den Schultern: „Ja, da gibt es noch den Jüngsten, aber der ist draußen bei den Schafen.“ „Bring ihn sofort her!“, sagte Samuel mit der ganzen Autorität seines Amtes. Als David erschien, wusste Samuel sofort, dass die Suche beendet war. Er hörte Gott sagen: „Steh auf und salbe ihn! Das ist der Richtige!“ An diesem Tag wurde David dazu bestimmt, der nächste König der Israeliten zu werden.

Wenn man die äußeren Umstände betrachtete, schien David nicht die allerbeste Wahl zu sein. Seine Brüder waren allesamt kriegserprobte und erfahrene Leiter. Sie waren alle größer, stärker und besser ausgebildet als David.

Aber Davids besondere Fähigkeiten waren schon bekannt, bevor König Saul in Ungnade fiel und Gottes Wege verließ. Samuel musste ihm sagen, dass Gott sich schon „einen Mann nach seinem Herzen gesucht hatte, der sein Volk regieren sollte (1. Samuel 13,14; Hfa). David wurde nicht König, weil er gut aussah oder ein starker Krieger war. Er wurde König, weil er so war, wie Gott es sich wünschte. Er war fähig, Israel zu führen, weil er eine enge Verbindung zu Gott hatte.

Genau das möchte ich meinen Kindern vorleben. Ich möchte ein Vater „nach dem Herzen Gottes“ sein. Ich möchte sie so lieben und annehmen, wie Gott es mit mir tut. Ich möchte seine Heiligkeit und Reinheit widerspiegeln. Ich möchte Trost und Zuflucht für sie sein, so wie Gott es für mich ist. Ich möchte der Freund meiner Kinder sein und ihnen jederzeit vergeben können, wenn sie Fehler gemacht haben. Aber ich möchte sie auch diszipliniert erziehen und ihnen Respekt beibringen.

Vater und Mutter zu sein ist für jede Generation eine schwere und herausfordernde Aufgabe, aber sie ist innerhalb einer einzigen Generation doppelt schwierig geworden, wie ein bekannter Psychologe bemerkte. Unsere Gesellschaft stellt heute höhere Anforderungen und Erwartungen an Eltern als in früheren Zeiten, weil das Leben sehr kompliziert geworden ist. Die Väter erwarten von sich selbst eine Menge und kommen schnell an ihre Grenzen. Aber wenn Sie entschlossen sind, ein Vater nach dem Herzen Gottes zu sein, sind Sie nicht länger nur auf Ihre menschlichen Möglichkeiten und Ideen angewiesen. Gott ist die unerschöpfliche Quelle alles Guten, und er ist bereit und in der Lage, „durch Jesus Christus alles zu geben, was ihr zum Leben braucht“ (Philipper 4,19; Hfa).





Die richtige innere Haltung

Gottes Wort sagt uns, dass „ein Mann so ist, wie er in seinem Herzen denkt“. Ihre innere Erwartung ist dafür verantwortlich, ob Sie optimistisch vorangehen und die Aufgaben des Lebens meistern oder eher zögerlich sind und jedes Problem des Lebens als eine Bedrohung betrachten. Eine positive Haltung ist die Grundvoraussetzung für die Bewältigung der vielfachen Herausforderungen und Hindernisse, denen wir als Väter ausgesetzt sind. Wenn Sie es bisher nicht getan haben, möchte ich Ihnen empfehlen, sich nach einer zuversichtlichen, biblischen Sicht für die Aufgaben Ihres Lebens zu bemühen. Der Apostel Paulus sagt: „Alles kann ich durch Christus, der mir Kraft und Stärke gibt“ (Philipper 4,13; Hfa). „Alles“ bedeutet hier auch, dass Gott Ihnen die Weisheit geben will, um ein hingeebener, gläubiger Vater für Ihre Kinder zu sein. Er kennt die Wendungen in unserem Leben und gebraucht sie zu unserem Wachstum. Ganz gleich, welchen Begrenzungen und Schwierigkeiten Sie ausgesetzt sind: Betrachten Sie sie als einen *Reifeschritt*, den Gott Ihnen zumutet.

Ich bin überzeugt davon, dass Vaterschaft eines der wichtigsten Hilfsmittel ist, um einen Mann zur Reife zu bringen. Das ist Grund genug, sich darauf zu freuen und positiv zu bleiben. Oft geht uns diese Erwartungshaltung verloren, weil wir denken, dass alles allein von uns abhängt. Weil wir uns unserer eigenen Begrenzungen nur allzu bewusst sind, erwarten wir nicht viel. Wir verlieren aus dem Blick, dass Gott an jedem Ereignis unseres Lebens Anteil nimmt. Es hängt nicht nur von *unserer* Verantwortung, *unseren* Fähigkeiten und *unserem* Wissen ab. Wenn wir es schaffen, mit seiner Hilfe *seine* Weisheit, *seine* Stärke, *seine* Liebe, *seine* Geduld und *seine* Barmherzigkeit für uns zu entdecken und danach zu streben, haben wir eine ganz andere Grundlage. Nur der Heilige Geist kann in uns die Fähigkeiten bewirken, die wir als Väter nach dem Herzen Gottes brauchen. Unsere Aufgabe ist es, ihm täglich nahe zu sein und ihn im Gebet in alles einzubeziehen, was mit dieser Verantwortung zusammenhängt.

Diese Gedanken lassen sich in vier Aussagen zusammenfassen:

1. Eine positive Einstellung und Erwartung können meine Aufgaben als Vater sehr erleichtern.
2. Meine Vaterrolle kann starkes persönliches Wachstum in meinem Leben bewirken.
3. Die vielen Herausforderungen der Vaterschaft erweitern und bereichern meine eigene Sicht für Gottes Größe in seiner Schöpfung und in meinem Leben.
4. Es ist möglich, ein Vater nach dem Herzen Gottes zu werden.

Stellen Sie sich den besonderen Herausforderungen

Vater zu sein kann ein hartes Stück Arbeit sein, mitunter ist es auch sehr schmerzlich. Aber das sollte uns nicht schrecken. Ganz gleich, wie groß die Schwierigkeiten sind, denen Sie gegenüberstehen, egal, welchen Ballast Sie aus der Kindheit mit sich herumtragen, egal, mit welchen Schwächen Sie behaftet sind: Sie können die Kraft Gottes in Ihrem Leben erfahren und mit seiner Hilfe rechnen. Ich möchte Sie ermutigen, Veränderungen anzugehen, wenn Sie erkannt haben, dass das nötig ist.

Der überarbeitete Vater

Die Generation unserer Großväter arbeitete vorwiegend körperlich. Gegenwärtig sind die Väter an ihren Arbeitsplätzen viel stärker geistig und seelisch gefordert. Sie haben Abgabetermine, müssen Quoten erfüllen und eine Menge emotionalen Stress aushalten, den unsere hoch technisierte und schnellelebige Zeit mit sich bringt. Wie viele Väter sind nach einem langen Arbeitstag völlig erschöpft, wenn sie nach Hause kommen! Sie denken an das, was war und was morgen an neuen Aufgaben dazukommen wird. Viele arbeiten mehr als nur vierzig Stunden in der Woche. Dass an die Mütter ebenso sehr Daueranforderungen gestellt werden, ist mir völlig bewusst. In vielen Fällen bleibt den Vätern nicht viel Energie übrig, um ihre wichtigen Aufgaben in der Familie angemessen wahrzunehmen. Die meisten von uns haben neben der Arbeit noch andere Aktivitäten, die mit der Zeit für die Familie konkurrieren: Sport, Hobbys, Reparaturen im Haus, Gemeindeaufgaben,

öffentliche Ämter – all das verlangt unsere Zeit und Aufmerksamkeit, und wir müssen die Wahl treffen. Es gibt unter anderem zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren. Erstens sollten Sie Ihre Persönlichkeit, Ihre Motive und Ihre Prioritäten neu überdenken. Vielleicht legen Sie ja Wert darauf, als „vielschäftig“ zu gelten, weil es Ihnen eine gewisse Sicherheit gibt. Vielleicht wollen Sie tief in Ihrem Innern auch gar nichts ändern. Vielleicht ist Ihnen diese Fragestellung unangenehm, aber es ist für die Beziehung zu Ihren Kindern von größter Bedeutung, hier nicht auszuweichen.

Die Prioritäten eines Mannes werden spätestens dann deutlich, wenn er auf der Karriereleiter aufsteigen könnte, aber dadurch mit seiner Familie viel weniger Zeit verbringen würde. Roger, den ich auf einer Männertagung kennenlernte, war so ein Mann. Er erzählte: „Der Vizepräsident rief mich in sein Büro und bot mir eine wesentlich höhere Position in der Firma an. Das hätte einen Umzug in eine andere Stadt und mehr Arbeitszeit für mich mit sich gebracht. Ich war sofort begeistert, denn ich liebe Veränderungen. Aber ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, in wichtigen Entscheidungen den Willen Gottes zu erfragen und mir Zeit zu lassen, ehe ich mich festlege. Mir wurde nach und nach klar, dass diese Veränderung nicht gut für uns als Familie sein würde. Meine Beziehung zu meinen beiden Söhnen war so, dass ich es nicht verantworten konnte, sie an die zweite Stelle hinter meine Karriere zu stellen. Es

Die Prioritäten eines Mannes werden spätestens dann deutlich, wenn er auf der Karriereleiter aufsteigen könnte, aber dadurch mit seiner Familie viel weniger Zeit verbringen würde.

war sehr schwierig für mich, diese Beförderung auszuschlagen, denn ich wusste, dass es wahrscheinlich keine zweite Gelegenheit geben würde. Doch in meinem Herzen war ich sicher, dass ich richtig entschieden hatte.“ Das ist ein Mann nach Gottes Herzen! Rogers Entscheidung

wurde durch die erfreuliche Entwicklung seiner Söhne in den folgenden Jahren bestätigt.

Zweitens ist für einen viel beschäftigten Vater die Zeiteinteilung von größter Bedeutung. Edward ist Vertreter, der beruflich häufig von Montag bis Freitag unterwegs ist. Wenn so eine Woche an der Reihe ist, wissen die Kinder schon am Anfang, dass der Samstag „Familientag“ ist, an dem nichts anderes

geplant werden darf. Die Kinder freuen sich darauf, weil sie wissen, dass sie ihren Vater dann ganz für sich haben. Beschäftigte Väter versuchen, aus wenig viel zu machen. Ein kleiner Spaziergang mit der Tochter oder ein Ballspiel mit dem Sohn ist kein großer Zeitaufwand und kann dennoch die Atmosphäre zwischen Vater und Kind reinigen und auf den neuesten Stand bringen. Regelmäßige Mahlzeiten in der Familie sind die besten Zeiten, um zu erfahren, was jeden bewegt. Da jeder sowieso irgendwann isst, braucht es etwas Planung und guten Willen, aber es ist möglich, wenn auch nicht so häufig wie mit kleinen Kindern.

Josh McDowell

aus: „die papa-connection“. Mit freundlicher Genehmigung des Schulte & Gerth-Verlags.



Jürgen Neidhart

Sehnsucht nach echtem Leben

Gott ganz neu begegnen

Broschiert, 13,5 x 20,5 cm, 160 S.

Best.Nr. 273.579 • ISBN 978-3-89436-579-0

€ (D) 9,90 | € (A) 10,20 | SFR 18,50



Ist der Mensch nur ein Zigeuner am Rande des Universums? Soll man heucheln oder man selbst sein? Sind wir nicht oft fromm, aber nicht froh? Diesen und anderen Fragen geht der erfahrene Seelsorger und Bibellehrer Jürgen Neidhart in 30 erfrischenden Andachten nach.

Diese sehr persönlichen und auch kritischen Texte führen anhand eines Abschnittes aus der Bibel in die Tiefe, hinterfragen uns, rütteln uns wach und geben uns neue Impulse für ein Leben mit Gott.

Ein Buch mit

- frischen Andachten,
- praktischen Impulsen zum Christsein,
- Ratschlägen eines erfahrenen Seelsorgers.

Jürgen Neidhart (1952*) war nach seinem Theologiestudium zunächst einige Jahre im Gemeindedienst tätig. Seit 1994 ist er Lehrer an der Bibelschule Beatenberg und arbeitet außerdem als Notfallseelsorger. Durch Andachten im ERF ist er einem weiteren Hörerkreis bekannt.

ZUR WERTEDISKUSSION

TREUE, DAS RÜCKGRAT IM LEBEN ...



Im Alltag des Zusammenlebens, im Verhältnis von Mensch zu Mensch, in verantwortlichen Berufen und in vielen anderen Situationen sind ein verbindliches Verhalten und ein zuverlässiges Handeln unverzichtbar. Oft zeigt sich erst in Notfällen, ob die Zuverlässigkeit Nahestehender ausreicht und inwieweit man sich auf jemand verlassen kann. Das Wort Treue umfasst dieses und vieles mehr. Es gehört auch Stetigkeit, Festigkeit, Genauigkeit und Beständigkeit dazu. Sonst zerbricht das Miteinander von Menschen, und die Ordnungsstrukturen des Lebens funktionieren nicht. Zuverlässige Treue erfordert ein Stück Selbstlosigkeit und eine Einstellung, die egozentrische Belange zurückstellt. Eine Gemeinschaft und Partnerschaft wird durch eine feste Verbindung und Verlässlichkeit im Leben aufgebaut und gestärkt.

Erst recht hat Treue ihre Bedeutung in Liebe und Ehe. Im Grunde entstehen und bewähren diese sich erst durch Treue. Sie ist das Rückgrat der Liebe, die Substanz der Ehe. Erst durch sie bekommt Partnerschaft Dauer und Verantwortung. Treue ist daher ein unverzichtbarer Bestandteil jeder menschlichen Beziehung. Sie ist nicht be-

langlos, sondern gehört zu einer Liebe, die auch in schweren Tagen durchträgt. Somit ist Treue ein Charakteristikum der Ehe. Sie kennt keine Begrenzung und ist nicht versuchsweise zu haben. Treue, die nicht auf Dauer angelegt ist, ist keine Treue.

Das Ringen um Treue ist nie einfach, aber verheißungsvoll. Wo zwei Menschen versuchen, in wechselseitiger Liebe zu wachsen, entsteht eine seelische Übereinstimmung, für die es keinen triftigen und anhaltenden Grund gibt, sie zu zerstören. Gemeinsame Mühe führt zu der Fähigkeit, Freude zu schenken und Geborgenheit zu finden. Einer macht den anderen liebenswert.

Nach einer Umfrage ist ein hoher Prozentsatz der jungen Mädchen für die absolute Treue und erwartet diese auch vom künftigen Partner. Das dürfte bei jungen Männern ähnlich ausgeprägt sein. Offenbar ist Treue kein leerer Wahn, sondern das Rückgrat, das Skelett jenes weichen und zarten Materials, aus dem die Liebe ist. Meist schwanken bloße Gefühle und Stimmungen wie Aprilwetter. Darum versucht im Grunde jeder, der liebt, dem schönen Augenblick Dauer zu verleihen

und erwünscht sich Treue. Liebe hat Angst, den andern zu verlieren. Darum bedeutet Verbindlichkeit: Ich kann mich auf den anderen verlassen und der andere verlässt sich auf mich. Treue hat keinen Spielraum für Grenzgebiete und Betrug.

Für die Ehe ist die Treue das Rückgrat, dessen Vorhandensein man - wie beim körperlichen Rückgrat - überhaupt nicht spürt, solange alles funktioniert. Erst wenn es zu Reibungen und Verletzungen kommt, ergeben sich Entzündungen und Erkrankungen. Insofern ist Treue kein selbstverständlicher Zustand. Man muss etwas dafür tun. Ehe ist mit seelischer Pflege und Anstrengung verbunden. Auch besitzt Treue eine Schutzfunktion und bringt etwas Beruhigendes und Stetiges in eine Beziehung hinein. Zwar kann jede, wirklich jede Liebe im Treuebruch enden. Aber es geht nicht anders: Liebe und Treue sind ein Paar. Erst die Treue gibt der Ehe - auch dem Zusammenleben unter Menschen - ihren Wert. Die Wertediskussion heute sollte in dieser Zeit hier Maßstäbe setzen.

*Pfarrer Gerhard Naujokat,
Kassel*



GEISTLICHER MUSKELKATER

... und wie man ihn los wird



Wer lange Zeit bestimmte Körperteile nicht ausreichend bewegt und sie dann auf einmal benutzen muss, bekommt einen Kater – Muskelkater. Das kann richtig weh tun. Mitunter kann es sogar zum Muskelkrampf kommen.

Es gibt Christen, bei denen man den Eindruck bekommen kann, dass sie an einem ‚geistlichen Muskelkater‘ leiden. Ihr geistliches Leben wirkt sehr verkrampft und wenn man ihre Lebensäußerungen miterlebt, tun einem ihre Verrenkungen allein schon beim Ansehen weh. Das kann möglicherweise darin seine Ursache haben, dass sie Dinge, die zur normalen Praxis eines geistlichen Lebens gehören, nicht gewohnt sind. Eventuell haben sie aber auch eine falsche Vorstellung von Gottes Barmherzigkeit. Sie denken: wir werden ja sowieso aus Gnade gerecht, wofür sollen wir uns dann noch anstrengen. Ist ein durchtrainiertes, übungsreiches geistliches Leben nicht sogar gesetzlich?

Du bist mit gefordert

Die Bibel sieht das nicht so. Sie lässt keinen Zweifel daran, dass alles, was wir sind und tun, nur möglich ist, weil Gott uns dazu befähigt. Das bedeutet aber nicht, dass wir passiv sein sollen. Auch wenn Gott letztlich alles tut, sind wir trotzdem mit unserer ganzen Hingabe und unserem ganzen Einsatz gefordert. Das wird beispielsweise in Philipper 2,12b – 13 deutlich. Die Lutherbibel übersetzt hier: „Schaffet, dass ihr selig werdet“. Deutlicher wird der Sinn in der Rev. Elberfelder Übersetzung: „Bewirkt euer Heil mit Furcht und Zittern! Denn Gott ist es, der in euch wirkt sowohl das Wollen als auch das Wirken zum Wohlgefallen.“ Das griechische Wort für ‚schaffet‘, ‚be-

wirkt‘ (kathergadseste) bedeutet dabei so viel wie: „Arbeitet euer Heil aus. Seid aktiv im Glauben!“

Fit für Gott werden

Unser Glaubensleben ist vergleichbar mit einem Trainingslager. Das Ziel des Trainings ist, uns geistlich fit zu machen und den gesunden ‚Muskelaufbau‘ zu fördern. Auch für unser geistliches Leben gibt es einen Trainingsplan.

Ein Trainingsplan für dein geistliches Leben

Was soll trainiert werden?

1. Beständigkeit

Kein Fortschritt ohne Beständigkeit. Über die ersten Christen heißt es in Apostelgeschichte 2,42: „Sie verharrten aber in der Lehre der Apostel und in der Gemeinschaft, im Brechen des Brotes und in den Gebeten.“ Verharren – Beständigkeit – ist die Grundlage für geistliches Wachstum!

2. Geduld

Wir alle sehen gerne schnelle Erfolge. Aber vieles braucht Zeit. Deshalb brauchen wir Geduld. Einen langen Atem: mit uns selber und mit anderen. Kolosser 3,13: „Ertragt einander und vergebt euch gegenseitig, wenn einer Klage gegen den anderen

hat; wie auch der Herr euch vergeben hat, so auch ihr!“ Epheser 4,32: „Seid aber zueinander gütig, mitleidig, und vergebt einander, so wie auch Gott in Christus euch vergeben hat!“ Geduldiger zu werden ist ein hohes Trainingsziel. Dabei hilft es vielleicht, sich vor Augen zu halten, wie viel Geduld Gott mit jedem von uns an den Tag legt.

3. Eifer und Fleiß

Seit dem Sündenfall gibt es ein Gefälle zum Negativen in unserer Welt. Böses geschieht regelrecht automatisch, für Gutes muss man kämpfen. Die Sünde lagert „vor der Tür“ (1. Mose 4,7). Um zu sündigen muss man nicht viel tun. Sie wartet auf uns. Damit Gutes geschieht, müssen wir uns anstrengen. Auch wenn Streber in der Schule verhasst sind, Gottes Wort fordert uns deutlich auf, dem Guten nachzustreben:

- 1. Korinther 14,1: „Strebt nach der Liebe; eifert aber nach den geistlichen Gaben!“
- 1. Korinther 14,12: „So auch ihr, da ihr nach geistlichen Gaben eifert, so strebt danach, dass ihr überreich seid zur Erbauung der Gemeinde.“
- 1. Thessalonicher 5,15: „Seht zu, dass niemand einem anderen Böses mit Bösem vergelte, sondern strebt allezeit dem Guten nach gegeneinander und gegen alle!“
- 1. Timotheus 6,11: „Du aber, o Mensch Gottes, fliehe diese Dinge; strebe aber nach Gerechtigkeit, Gottseligkeit, Gläuben, Liebe, Ausharren, Sanftmut!“



- 2. Timotheus 2,15: „*Strebe danach, dich Gott bewährt zur Verfügung zu stellen als einen Arbeiter, der sich nicht zu schämen hat, der das Wort der Wahrheit in gerader Richtung schneidet!*“
- 2. Timotheus 2,22: „*Die jugendlichen Begierden aber fliehe, strebe aber nach Gerechtigkeit, Glauben, Liebe, Frieden mit denen, die den Herrn aus reinem Herzen anrufen!*“

■ 4. Kraft

Häufig fühlen wir uns schwach und kraftlos. Aber Gott will nicht, dass wir Schwächlinge sind und wie Schwächlinge leben. Auch wenn wir diese Kraft nicht in uns als Besitz haben, so wissen wir doch, dass Gott sie uns ganz gewiss geben will. Seine Gnade schafft in uns die Möglichkeit zum Sieg. Und in dieser Kraft zu leben, müssen wir immer wieder neu trainieren.

- 2. Korinther 12,9: „*Meine Gnade genügt dir, denn meine Kraft kommt in Schwachheit zur Vollendung. Sehr gerne will ich mich nun vielmehr meiner Schwachheiten rühmen, damit die Kraft Christi bei mir wohne.*“

■ 5. Achtung und Respekt

Für viele Menschen um uns herum ist es normal geworden, andere in den Dreck zu ziehen. Zynische Worte können jedoch sehr verletzen. Gott möchte, dass wir einander in Achtung und Respekt begegnen. Hier müs-

sen wir unser Denken und Reden trainieren und unter Kontrolle halten.

- Philipper 2,3: „*(Tut) nichts aus Eigennutz oder eitler Ruhmsucht, sondern dass in der Demut einer den anderen höher achtet als sich selbst. Ein jeder sehe nicht auf das Seine, sondern ein jeder auch auf das des anderen.*“

■ 6. Heiligung

In den Medien wird fortwährend über Tabubrüche berichtet. Es gibt scheinbar nichts Heiliges mehr. Aber Gott will nicht, dass wir wie alle Welt leben. Er fordert uns auf: „*Als Kinder des Gehorsams passt euch nicht den Begierden an, die früher in eurer Unwissenheit herrschten, sondern wie der, welcher euch berufen hat, heilig ist, seid auch ihr im ganzen Wandel heilig! Denn es steht geschrieben: ‚Seid heilig, denn ich bin heilig.‘*“ (1. Petrus 1,14-16).

Heiligung geschieht nicht automatisch, sie muss trainiert werden.

Glaube soll sich bewähren

Unser Glaube soll echt - authentisch - sein. Auch wenn sich vieles in unserem Herzen und unseren Gedanken abspielt, muss sich Glaube erkennbar in der Lebensführung bewähren. Ein gelebter und bewährter Glaube hat großen Wert, ja sogar Bedeutung für die Ewigkeit.

- 1. Petrus 1,7: „*damit die Bewährung eures Glaubens viel kostbarer befunden*

wird als die des vergänglichen Goldes, das durch Feuer erprobt wird, zu Lob und Herrlichkeit und Ehre in der Offenbarung Jesu Christi.“

Es geht nicht darum, dass wir unser Selbst entfalten, es geht darum, dass sich Christus in uns entfalten kann. Wir sollen ihm ähnlicher werden. Jesus soll und darf in uns Gestalt gewinnen (Galater 4,19). Wenn das geschieht, kommen wir nicht zu kurz. Im Gegenteil: Es gibt nichts Attraktiveres als so zu werden wie Jesus ist! Jesus Christus hat unmissverständlich klar gemacht, dass es ihm um das Tun geht. Nur wer hört **und tut**, baut sein Leben auf den Felsen. Wer nur hört, baut auf den Sand (Matthäus 7,21ff.). Wer nur hört und nicht handelt, betrügt sich selber (Jakobus 1,22).

Über allen unseren Bemühungen steht die Gnade. Sie ist überreich. Immer größer als all unser Versagen, unsere Trägheit und Schuld. Aber es geht für uns auch darum, ein Leben zu führen, in dem sich Gottes Gnade - und nicht die Sünde - durchsetzt. Damit dies geschehen kann, sind wir aufgefordert unseren Glauben zu trainieren.



Friedemann Volke

Friedemann Volke ist vollzeitlicher Mitarbeiter der Gemeinde Leipzig, Jacobstraße. Er ist verheiratet mit Silvia, die beiden haben fünf Kinder.



HILFE, ICH BIN SO EMPFINDLICH!

Wie man Empfindlichkeit richtig einordnet und Kritik konstruktiv weitergeben kann

Sensibilität ist eine wertvolle Gabe. Experten schätzen, dass 20 % der Bevölkerung sogar hochsensibel sind. Hochsensible Menschen nehmen die Impulse der Umwelt wie durch einen Verstärker wahr. Sie sind dann auch schneller erschöpft, weil sie mehr verarbeiten müssen als andere, und sie nehmen manches wahr, was anderen entgeht. Empfindlichkeit dagegen ist die krankhafte Seite der Sensibilität. Der empfindliche Mensch fühlt sich schnell verletzt. Er hat Angst, seinen Wert zu verlieren, fühlt sich unwohl und meint, sich wehren zu müssen.

Viele werden aggressiv, andere schmolten

Was Empfindlichkeit in uns bewirkt, sieht bei jedem Menschen anders aus. Viele werden aggressiv, was sich darin äußert, dass sie schimpfen und laut werden, weil sie keinen anderen Ausweg aus dieser Situation sehen. Andere reden schlecht über andere, üben Vergeltung und haben eine Wut im Bauch. Wiederum andere verdrängen ihre Verletzung, indem sie grübeln und die Situation alleine bewältigen wollen. Wieder andere fliehen vor der Situation: Sie schmolten einen oder mehrere Tage und lassen nicht mit sich reden. Manchmal sind solche Empfindlichkeiten geradezu kindisch. Ich erinnere mich an eine Frau, zwischen ihr und mir saßen 2 Personen, sie saß also so weit weg, dass ich sie nicht per Handschlag begrüßen konnte. Sie mied mich über längere Zeit und kam nicht mehr zu den Gemeindeveranstaltungen,

bis ich ihr Verhalten ansprach und nach dem Grund des Fernbleibens fragte. So reißen sich bei manchen ständig neue Empfindlichkeiten aneinander, bis eine Beziehungsstörung entsteht, die oft nur schwer lösbar ist.

Warum wir empfindlich sind

Was ist zu tun? Zunächst: Wir alle sind an irgendeiner Stelle empfindlich. Meistens dort, wo wir einmal im Leben verletzt wurden. Wer zum Beispiel wenig in seiner Familie beachtet wurde, nimmt eine mangelnde Wahrnehmung durch andere auch als Erwachsener oft empfindlich auf. Wer wegen seiner Körpergröße in der Schule gehänselt wurde, wird empfindlich als Erwachsener reagieren, wenn seine Größe negativ bewertet wird. Wenn jemand gerade eine Freundschaft beenden musste, wird es ihn empfindlich treffen, wenn ihn jemand auf seine mögliche Unfähigkeit,

eine Freundschaft zu führen, anspricht. Die Empfindlichkeit hängt auch von unserer Verfassung ab. Ein ausgeschlafener und entspannter Mensch ist wesentlich weniger empfindlich als ein gestresster. Dann wirkt auch die Kritik eines Menschen, der einem viel bedeutet, viel heftiger als die einer fremden Person. Grundsätzlich wird es uns nie gelingen, einander nicht zu verletzen. Gerade bei Menschen, die man gut kennt, wird man immer wieder verletzende Aussagen oder Verhaltensweisen zum Ausdruck bringen. Umso wichtiger ist es, dass wir uns gegenseitig deutlich machen, wo wir verletzbar sind. In der Regel wird das dann nicht zu gezielter neuer Verletzung führen.

Wie ich mit Kritik besser umgehe

Im Folgenden drei Schritte, besser mit Kritik umzugehen:

1. ■ **Danke, dass du das gesagt hast.** Es ist gut, wenn die Kritik laut wird. Wenn sie hintenherum erzählt wird, kann das Beziehungen belasten und es ist keine Korrektur möglich. Kritik kann also auch „kostenlose Therapie“ sein. Eine bewusste positive Aufnahme der Kritik kann uns in unserer Entwicklung weiterhelfen. Also kann man dann ruhig einmal äußern: „Danke, dass du das gesagt hast.“
2. ■ **Ich überlege, was an der Kritik dran ist.** Manche Kritik entsteht aus unlauteren Motiven, Neid, Eifersucht oder aus Unwissenheit. Manchmal ist aber Kritik oder ein Teil davon berechtigt und dann sollten wir uns diesen Teil zu Herzen nehmen. Eine selbstkritische Betrachtung der Kritik bewahrt uns vor Eigensinn, Arroganz und dem Verfallen in ungute Verarbeitungsmuster.
3. ■ **Ich bin nicht dazu da, deine Wünsche zu erfüllen.** „Wenn dich Kritik zu Unrecht trifft, sei wie der Felsen von Gibraltar“, pflegte Eleonore Roosevelt zu sagen. Keiner kann es allen recht machen. Oft kommt die Kritik aus unguten Motiven und ist nicht berechtigt. Dann sollten wir sie auch ruhig abprallen lassen.

Was ich selbst erlebt habe

Folgende Situation habe ich selbst erlebt: Nach einer Bibelstunde sagte eine Frau zu mir, dass sie kaum etwas verstanden hätte, weil ich zu leise und zu schnell gesprochen hätte. Es war gut, dass sie diese Kritik anbrachte. Ich dankte ihr für die Bemerkung und sagte ihr eine Klärung zu. Es stellte sich dann heraus, dass die Kritik nicht berechtigt war, weil diese Frau in der letzten Reihe saß und nicht bereit war, mit ihren 80 Jahren ein Hörgerät zu tragen. Sie machte diese Bemerkung bei jedem Prediger. Doch anstatt verletzt zu sein, konnte ich mit diesem Hintergrund ihre Kritik sinnvoll verarbeiten, ihr befreit gegenüberzutreten und nicht belastet sein. Aber auch dies sei gesagt: Manchmal sind die Verletzungen des Lebens so schlimm, dass sie einer kompetenten Aufarbeitung bedürfen. Viele Menschen haben schlimme Kindheitserfahrungen gemacht, wurden körperlich, seelisch oder sexuell missbraucht oder in einer Firma oder Schule gemobbt. Hier kann der Heilungsprozess sehr lange dauern und bedarf einer besonders sensiblen Begleitung von außen.

Ohne Kritik keine Verbesserung

Dass Kritik weitergegeben werden sollte, ist keine Frage. Denn ohne Kritik gibt es kaum Verbesserungen. Doch sollte man sie mit viel Sensibilität weitergeben. Empfindlichkeiten entstehen eben meistens dort, wo unsensibel kritisiert wurde. Eine unsensible Kritikweitergabe entsteht besonders dann, wenn Kritik zu lange hinausgeschoben wird oder Kritikpunkte wie Rabattmarken gesammelt wurden. Wenn dann noch Verallgemeinerungen hinzukommen wie „Das meinen alle“ und man nicht weiß, wer „alle“ sind oder die Beziehung zum Kritiker ohnehin belastet ist, bestehen denkbar schlechte Bedingungen für eine sinnvolle Kritik.

Wie ich besser kritisiere

1. ■ **Anliegen.** Wir beschreiben konkret und eindeutig vor dem anderen unser Anliegen und unseren Wunsch.

2. ■ **Begründung.** Mit unseren Begründungen für unsere Kritik machen wir uns selber klar, warum wir etwas verändern wollen, und helfen unserem Gegenüber, seine Tat oder seine Meinung zu überdenken.
3. ■ **Gefühl.** Wenn wir dann noch fähig sind, unsere Emotionen wahrzunehmen und zu definieren, kann unser Gegenüber viel unangegriffener reagieren. Nur zu häufig kritisieren wir zu einsilbig und verletzend.

Ein Beispiel soll diese Schritte verdeutlichen: Wenn wir vermeiden wollen, dass jemand unseren Parkplatz ständig benutzt, kann man das so zum Ausdruck bringen: Anliegen: Ich bitte darum, dass mein Parkplatz frei bleibt. Begründungen: Ich bezahle für den Parkplatz eine Gebühr, und weil mehrere aus der Familie den Wagen benutzen, muss er nicht immer gesucht werden. Gefühl: Ich möchte den Ärger vermeiden, und mir ist weiterhin an einer unkomplizierten und herzlichen Beziehung gelegen. Ein spontaner unreifer und einsilbiger Satz, wie zum Beispiel: „Wieso stellst du dein Auto auf meinen Parkplatz?“, wäre die unreife Form der Kritikweitergabe.

Tipps für Hochsensible

Wenn Sie ein besonders sensibler Mensch sind, sollten Sie darauf achten, genügend Ruhezeiten wahrzunehmen. Sie sollten immer wieder Orte der Geborgenheit aufsuchen und Ihren Urlaub nicht mit zu vielen Menschen teilen. Achten Sie darauf, dass die Symptome des Körpers, die auf ein Ruhebedürfnis hinweisen, ernst genommen werden. Nehmen Sie nicht alle Lasten der Familie und Umgebung auf sich. Mir hilft immer wieder der Satz: „Für die Not der Welt ist Jesus Christus gestorben, wir müssen nicht noch einmal dafür sterben.“ So kann die Gabe der Sensibilität zum Segen werden und man bewahrt sich vor Empfindlichkeit, die schmerzt und Beziehungen zertrennt.



Rolf Trauernicht

Rolf Trauernicht (Kassel) ist Leiter des Fachverbandes für Sexualethik und Seelsorge, Weißes Kreuz.

DAS VERHÄLTNIS DER ERSTEN CHRISTEN ZUM HEIDENTUM

Foto: © pixelio.de

Menschen haben besondere Eigenschaften und Verhaltensweisen, die sie als Kinder ihrer Zeit ausweisen. Historische, geografische und soziologische Verhältnisse beeinflussen und prägen ihren Lebensstil. Die Christen der ersten Jahrhunderte lebten in einer heidnischen Kultur, die durch das Griechen- und das Römertum bestimmt war. Es war eine ihnen oft feindliche Welt, in der sie ihren Weg in der Nachfolge des Herrn zu finden hatten. Vielleicht sind wir erstaunt, wenn uns Parallelen zu unserer heutigen Zeit auffallen. Aber in seinem Wesen, in seiner Sündhaftigkeit ändert sich der Mensch nicht.

Der Apostel Petrus charakterisiert das Leben der Heiden mit folgenden Worten: „Die vergangene Zeit ist uns genug, den Willen der Nationen vollbracht zu haben, als ihr wandeltet in Ausschweifungen, Begierden, Trunkenheit, Festgelagen, Trinkgelagen und frevelhaften Götzendiensten“ (1. Petrus 4,3). Paulus warnt vor einer weiteren Gefahr: „Seht zu, dass niemand euch einfängt durch die Philosophie und leeren Betrug nach der Überlieferung der Menschen, nach den Elementen der Welt und nicht Christus gemäß“ (Kolosser 2,8)!

Die wesentlichen Übel der damaligen Zeit bezogen sich demgemäß auf drei Gebiete:

1. Der Umgang mit dem eigenen Körper
2. Der Umgang mit den fremden Göttern
3. Der Umgang mit dem Denken der Zeit.

1. Der Umgang mit dem eigenen Körper

I. Ausschweifungen und Begierden stehen im Gegensatz zu einem disziplinierten Verhalten auf der Grundlage des Wortes Gottes, das uns ermahnt: „Du sollst nicht begehren“ (2. Mose 20,17)!

Die damalige Heidenwelt kannte - wie auch die Menschen heute - in ihren Wünschen und Begierden kaum Grenzen, so dass Übergriffe alltäglich waren. Einzelne Weise, wie z.B. Seneca (65 n.Chr.) sahen die Verhältnisse ihrer Zeit sehr kritisch. Er sagt in De Ira (Über den Zorn):

Die Welt ist voller Verbrechen und Laster. Mehr werden begangen, als man mit Gewalt sühnen kann. Verbrechen werden nicht mehr

verborgen, sondern liegen offen vor aller Augen. Schuldlosigkeit ist nicht nur selten, sondern überhaupt nirgends zu finden.

Verbrechen und Laster sind die Auswirkungen der sündigen Begierde. Auf dem Gebiet der Sexualität wirkte sie sich besonders stark aus. Es gehörte häufig mit zur Dienstleistung eines Beherbergungsbetriebes, dass auf Anforderung Mädchen zur Verfügung gestellt wurden. Auch in den öffentlichen und privaten Bädern gab es solche Angebote. Sklavinnen wurden zu diesen Diensten gezwungen.

Paulus gibt uns einen Einblick in die Verhältnisse der großen Hafenstadt Korinth, wo es besonders schlimm war. Es gab dort einen Venustempel, der mit mehr als 1000 Mädchen, der Göttin geweiht, ausgestattet

war. Die Venus-Tradition lässt sich über viele Jahrhunderte bis zu den Babyloniern zurückverfolgen. Schon Herodot berichtet (um 450 v.Chr.) über Babylon, dass sich dort einmal im Leben jede Frau im Tempel der Ishtar dem ersten besten Fremden für Geld hingeben musste, das dann dem Tempelschatz gehörte.

Zwar hatten die Göttinnen der Fruchtbarkeit unterschiedliche Namen z.B. Ishtar, Astarte, Artemis, Diana, aber der Grundgedanke war derselbe: kultische Prostitution. Das bedeutete Hurerei zur Ehren der Göttin! Die Christen in Korinth fragten sich, wie sie sich nun nach ihrer Bekehrung verhalten sollten. Paulus macht ihnen deutlich, dass sie sich strikt davon fernzuhalten haben.

II. Trunkenheit, Festgelage und Trinkgelage

Die Volksmassen in den großen Städten suchten ihr Vergnügen. Vor allem die Römer hatten ein starkes Bedürfnis nach ausgelassenen, grausamen öffentlichen Veranstaltungen. Brot und Spiele! Das war ihre Forderung. Dafür wurden riesige Theater gebaut. Im privaten Bereich, in der gehobenen, reichen Gesellschaft gab es Gelage zum Essen und Trinken, die bis an die Grenzen der Aufnahmefähigkeit führten. Mit einer Feder, in den Rachen gesteckt, wurde Platz geschaffen für die Fortsetzung des Banketts.

Vor diesen Exzessen warnt die Bibel. Denn der Christ ist nicht dafür da, seinen eigenen Körper zu mästen und auch zu ruinieren – denn euer Leib ist der Tempel des Heiligen Geistes (1.Korinther 6,19) – ebenso wenig wie dem Alkohol verfallen zu sein (Epheser 5,18).

2. Der Umgang mit den fremden Göttern

Obwohl es schon früh Kritik am Polytheismus, dem Glauben an viele Götter gab – schon Xenophanes (um 500 v.Chr.) sagte: *Das Beste kann nur Einer sein* – häuften sich die Götter im Westen des Reiches, vor allem durch die Übernahme von vielen Lokalgottheiten des Orients. In ihrem Aberglauben fürchteten die Menschen, es versäumt zu haben, irgendeinen Gott zu besänftigen, der ihnen irgendwann einmal schaden könnte.

Im Grunde war den Römern, denen es viel wichtiger war zu regieren, zu verwalten und zu befehlen, die Religion ihrer Untertanen gleichgültig. Sie betrachteten religiöse Handlungen nur als äußerlichen Kult.

Aber die Staatsautorität musste anerkannt werden, was in bestimmten Zeremonien der Verehrung in Heiligtümern für Rom und den Kaiser ausgedrückt wurde. Die Juden hatten eine Sonderregelung (*religio licita*); sie waren von diesen Loyalitätsbekundungen befreit. In ihrem Schatten konnten zunächst auch die ersten Christen leben. Aber da sich die Juden immer feindlicher gegenüber den Christen verhielten, war die Vorstellung von der Religionseinheit nicht mehr zu halten. Schon Paulus wurde vor den Behörden verklagt, weil seine Religion nicht die der orthodoxen Juden sei (z.B. Apostelgeschichte 16). Im Übrigen waren den Römern die Versammlungen der Christen verdächtig. Man vermutete Geheimbünde und sah die Gefahr einer Weltrevolution.

Der Kaiserkult: stand in der Tradition des Ostens – aus Germanien oder Gallien gab es keine Anstöße. Aber schon die Pharaonen verstanden sich als Söhne des Sonnengottes. Es gibt einen alten Papyrus, auf dem die Frage beantwortet wird:

Was ist ein Gott?

Was mächtig ist.

Was ist ein König?

Wer dem Göttlichen gleich ist.

Der Kaiser schenkt wie ein Gott. Er wird auch verehrt wie ein Gott. Zum Zeichen der Ergebenheit und Dankbarkeit, zum Ausdruck der Freude über Ordnung und Sicherheit wird ihm geopfert. Der Kult war also die damalige Ökumene zur Einigung des Reiches. Eine zutreffende Beurteilung der historischen Vorgänge findet sich in dem apokryphen Buch der Weisheit (14,17-21). Die Stelle ist lesenswert.

Kaiserweihrauch konnte von den Christen täglich gefordert werden; in Smyrna jedoch reichte einmal im Jahr. Durch den Brief-

wechsel des Plinius mit seinem Kaiser Trajan (um 110 n.Chr.) wird die Bestrafung der sich weigernden Christen genehmigt, was im Nachhinein eine juristische Grundlage für die Verfolgung der Christen wurde.

Der Kaiser Augustus, d.h. der Erhabene, bekam diesen Ehrentitel vom Senat, nachdem er, Gaius Octavianus, Alleinherrscher geworden war. Er verstand sich als *pater familias*, als Oberhaupt der Familie, des Imperiums. Im Jahr 29 v.Chr. gab es den ersten Tempel für Divus Augustus, dem erhabenen Göttlichen. Spätere Kaiser hatten ihre eigenen Tempel, z.B. Trajan in Pergamon.

Ein berühmtes und auch ein bewegendes Zeugnis von einem standhaften Christen in jener Zeit haben wir über Polykarp von Smyrna. Er war Bischof von Smyrna und hatte den Apostel Johannes noch gekannt! Um 160 n.Chr. wurde er zum Märtyrer mit über 90 Jahren. Der Proconsul Statius Quadratus will Polykarp eigentlich verschonen. Er fordert ihn auf: *Schwöre (auf den Kaiser) und ich lasse dich gehen!* Polykarp antwortet: *68 Jahre lang habe ich ihm gedient. Er hat mir nichts Böses getan. Wie könnte ich meinen König lästern, der mich erlöst hat!* Zunächst kann sich der Greis zurückziehen, aber Verfolger spüren ihn auf. Er lässt sie bewirten, während er eine Stunde – es werden zwei – beten will. Die Menge will ihn den Löwen vorwerfen. Aber der Prokonsul lehnt ab, denn die Zeit der Spiele sei vorbei. Dann erhebt sich das Geschrei der Massen, denen es ums Prinzip geht: Auf den Scheiterhaufen! Polykarp wird an dem Marterpfahl befestigt! Das Feuer wird angezündet, aber es will nicht brennen. Mit einem Speerstoß in die Seite versucht man, das Ende dieses Christen herbeizuführen, aber der Blutschwall löscht das Feuer aus.



Polykarps letzte Worte sind: *Er, der mich gestärkt hat, die Flammen zu ertragen, wird mir auch die Kraft geben, unbeweglich auf dem Scheiterhaufen zu stehen ... Ich preise dich, dass du mich dieses Tages, dieser Stunde für würdig geachtet hast, an der Schar deiner Märtyrer und an deinem Kelch Anteil zu haben!* Polykarp hatte dem ‚frevelhafte Götzendienst‘ bis zum Tod widerstanden.

3. Der Umgang mit dem Denken der Zeit

Der Apostel Paulus warnt die Kolosser vor der Philosophie, deren Beute sie werden könnten (Kolosser 2,8), und Timotheus vor der so genannten Erkenntnis (Gnosis) (1. Timotheus 6,20), die Einwände gegen das anvertraute Gut des Evangeliums macht und daher nicht die Wahrheit vertritt. Das Denken der damaligen Zeit war von den Griechen bestimmt. Die hellenistische Kultur herrschte im ganzen Römischen Reich. Griechen galten als die Denker, die philosophische Begründungen für das Verhältnis von Glauben und Wissen und auch nach einer vertiefenden Religiosität suchten. Philo von Alexandria (15 v.Chr.-45/50 n.Chr.) folgte dem Trend der Zeit und versuchte, den Griechen das Judentum zu vermitteln. Er sagte, die 5 Bücher Moses seien mit der Philosophie vereinbar (über die Allegorie), und es gebe eine Verbindung von Vernunft und Offenbarung (im Mittelalter galt Philosophie als *praeparatio evangelica*, als Vorbereitung zum Glauben). Später entwickelte sich aus diesen Ansätzen die Gnosis, eine vermeintlich tiefere Erkenntnis von Gott und der Welt, eine geheime Wissenschaft für Denkende. Religion und Philosophie zusammen sollten Verstand und Herz ansprechen. Für Erleuchtete wurde geheime Kenntnis angeboten, die über den Glauben erhaben war. Diese neue Religion bestand aus einer Mischung von ägyptischem, indischem und persischem Denken, verbunden mit jüdischem und christlichem Gut (Synkretismus). Durch Eusebius (um 300 n.Chr.) erhalten wir eine Vorstellung von der Gedankenwelt der Gnostiker. Lange Zeit waren die Überlieferungen der Kirchenväter

die wichtigsten Quellen, bis im Jahr 1945 bei Nag Hammadi (Ägypten) eine Sammlung gnostischer Literatur entdeckt wurde. Ein zusammenhängendes philosophisches System, d.h. eine einheitliche Lehre, gab es aber nicht. Man hat 30 unterschiedliche Ansätze feststellen wollen.

Trotzdem können einige Gesichtspunkte benannt werden, die aber vielleicht nicht von allen Gnostikern geteilt wurden.

I. Die Lehre von Gott

Ein ewig guter Gott, der aber immer unerkennbar bleibt, steht der ewig bösen Materie gegenüber. Wie eine Karikatur des Gottes der Bibel wirkt ein Baumeister (Demiurg), der die Welt geschaffen hat.

II. Die Lehre vom Menschen

Der Mensch wird bestimmt von den Gegensätzen zwischen Geist und Materie, zwischen Seele und Leib. Der bessere Teil des Menschen muss vom Materiellen befreit werden, seine verborgene Göttlichkeit wird betont. Er soll werden, was er ursprünglich war, nämlich wie Gott. Gnostiker glauben nicht an die Auferstehung des Leibes. Ihr Ziel ist es vielmehr, aus dem Gefängnis des Körpers beim Tod zu entfliehen, die feindlichen Gefilde der Dämonen zu durchschreiten, um zu Gott zu kommen und mit ihm wieder vereinigt zu sein. In einigen begnadeten Personen befinden sich, obwohl sie von ihrem himmlischen Ursprung nichts wissen, schon jetzt Funken des Göttlichen.

III. Die Lehre von Christus

Der Gnostiker Cerinth von Ephesus (2. Jh.) lehrte über Christus: Auf den Menschen Jesus stieg bei seiner Taufe der Christus wie eine Taube. Dieser Christus war nur scheinbar Mensch (Doketismus); der Geist Christi verließ ihn vor der Kreuzigung. Basilides, ein Gnostiker aus Alexandria, behauptet, Simon von Kyrene sei gekreuzigt worden, während Christus lachend danebenstand. Die erste systematische Auseinandersetzung mit der heidnischen Philosophie und der synkretistischen Theologie finden wir bei Justin dem Märtyrer (100–165 n.Chr.), obwohl auch er

sich nicht von der zeitgenössischen Gedankenwelt löst. Als entscheidendes Erlebnis gilt ihm die Begegnung mit einem alten Mann am Meeresstrand. Dieser belehrt ihn, dass nicht menschliche Forschung, sondern Offenbarung zur rechten Gotteserkenntnis führt. Er kommt zu der Erkenntnis, dass Erlösung nur durch Christi Kreuz und Auferstehung zu gewinnen ist. Von nun an wird er Wanderprediger im Philosophenmantel. Das Christentum ist ihm die wahre Philosophie. Das zeigt, dass auch er – wie viele seiner Zeitgenossen – den christlichen Glauben verwässert. Sokrates und Heraklit erklärt er zu Christen.

Ein Jahrhundert später tritt ein weiterer wichtiger Denker in Alexandria auf, nämlich Plotin (205–270). In Rom wird er Lehrer der Philosophie. Auch er vermischt Christliches mit Gedanken von Plato, Aristoteles, der Stoa, der Gnosis zum Neuplatonismus. Sein Einfluss auf die Theologie reicht bis in die Moderne. Wesentliche Ergebnisse seines Denkens sind diese (Apologie II):

1. Das Christentum ist das neue Gesetz für alle Menschen.
2. Der Glaube an Jesus ist aus der Schrift (AT) zu begründen.
3. Die Christen sind das wahre Volk Gottes.

Demgegenüber müssen wir feststellen, dass der christliche Glaube keine Philosophie, nicht die Erkenntnis philosophischer Ideen ist, sondern die Erfahrung der göttlichen Liebe, der seinen Sohn, unseren Herrn Jesus Christus, für unsere Sünden leiden, sterben und auferstehen ließ. Im Wort Gottes haben wir die Quelle der rechten Gotteserkenntnis, die weit über ein philosophisches Erkennen hinausgeht. Die Probleme der ersten Christen haben Ähnlichkeit mit dem, was wir in unserer Welt erleben. Die Sexualisierung des Lebens, die Vergötterung des Menschen, der verstärkte Druck des Staates (vor allem in islamischen Ländern) auf die Christen, dann die Vermischung des christlichen Glaubens mit rationalistischen und esoterischen Elementen, all das bedrängt auch uns. Wir haben aber das Vertrauen zu unserem Gott und Vater, dass er uns vor dem Bösen bewahren kann (Judas 14).

:P

Arno Hohage

Betz, RGG4, Religion in Geschichte und Gegenwart, 9 Bde, Tübingen, Mohr, 1998–2007
Eusebius, ed. H. Kraft, Kirchengeschichte, München, Kösel, 1967
Evans, Craig, Dictionary of NT Background, Downers Grove, InterVarsity, 2001
Hauck, A. Real-Encyklopädie, 18 Bde, Leipzig, Hinrichs, 1896–1908
Herodot, Das Geschichtswerk, 2 Bde, Berlin, Aufbau, 1985
Justin, Martyr, Apology I, Apology II, Albany/Oregon, Ages, 1999

„ELF FREUNDE MÜSST IHR SEIN.“

Warum Gemeinde ein Ort der Einheit und Liebe sein muss

„Elf Freunde müsst ihr sein.“ Diesen Satz hat einmal ein bekannter Fußballtrainer seiner Mannschaft gesagt. Wollten sie als Mannschaft Erfolg haben, dann nur, indem sie zusammenhielten, jeder für jeden da war und sie füreinander arbeiteten. Eine einfache Wahrheit, die wir auch aus dem Sprichwort kennen: „Nur gemeinsam sind wir stark“. Doch wie schwer fällt es dem Menschen manchmal, sich an solche auf den ersten Blick einfache Wahrheiten zu halten. Geht es um Kleinigkeiten, mag es nur wenig berühren. Doch was, wenn es um etwas wirklich Großes, etwas wirklich Bedeutendes geht?

Die Herrschaft Gottes im Widerstreit mit Satan

Soeben hatte Jesus einen Besessenen, der blind und stumm war, geheilt. Viele Menschen, die dieses Wunder sahen, staunten. Sie stellten sich die Frage, die sich in diesem Moment förmlich aufdrängte: „Ist er etwa der Sohn Davids?“ (Matthäus 12,22ff.). Was die Menschen gesehen hatten, ließ in ihnen die Hoffnung aufkommen, in Jesus den erwarteten Retter gefunden zu haben, der das Reich Gottes, die Herrschaft Gottes aufrichten würde.

Doch Jesus hatte sich unter den jüdischen Autoritäten bereits zu viele Feinde gemacht. Als daher die Pharisäer von Jesu Wundern hörten, beschuldigten sie ihn, er würde die Dämonen mit Hilfe des obersten der Dämonen, Beelzebul, austreiben (Matthäus 12,24.). Die Antwort Jesu ist scharfsinnig und entwaffnend: „Jedes Reich, das mit sich selbst im Streit liegt, geht zugrunde, und keine Stadt oder Familie, in der man miteinander im Streit liegt, wird bestehen bleiben. Wenn nun der Satan den Satan austreibt, liegt er mit sich selbst im Streit. Wie kann sein Reich da bestehen?“ (Matthäus 12,25b-26). Diese Erwiderung lässt seine Widersacher verstummen. Es ist nicht der Satan, der Jesus die Macht verleiht, die Dämonen auszutreiben,

sondern der Geist Gottes. Das Wirken Jesu durch Gottes Geist ist ein Zeichen, dass die Herrschaft Gottes angebrochen ist.

Jesus ruft Menschen unter die Herrschaft Gottes

Das Reich Gottes – oder besser übersetzt die (Königs)Herrschaft Gottes – war der zentrale Inhalt der Verkündigung Jesu (Matthäus 4,17). Diese Herrschaft Gottes zeigte sich jedoch nicht politisch, machtvoll, indem er ein weltliches Reich errichtete. Sie zeigte sich vielmehr in der heilvollen Zuwendung Gottes an die Menschen.



:GEMEINDE „ELF FREUNDE MÜSST IHR SEIN“

Diese Zuwendung hat ihren Grund und ihren einzigen Bezugspunkt in der Person Jesus Christus. Gottes Herrschaft zeigt sich in der Sendung seines Sohnes, der sein Leben gibt und Menschen in seine Nachfolge ruft. Diese Herrschaft Gottes zu erfahren, ist daher nur in der Annahme und Nachfolge Jesu möglich. Wenn Jesus in Matthäus 12,28 den Pharisäern sagt, das Reich Gottes sei zu den Menschen gekommen, meint er damit, es sei in seiner Person begründet und gegenwärtig. Denn nur in ihm und durch ihn wird die Heilsabsicht der Herrschaft Gottes deutlich. Daher riefen die durch Jesus berufenen Apostel zu Recht Menschen dazu auf, an Jesus zu glauben und ihm nachzufolgen. Denn durch seinen Tod und seine Auferstehung können sie neu in die Gemeinschaft des lebendigen Gottes kommen.

Die Gemeinde als Ausdruck der Herrschaft Gottes

Menschen, die Jesus Christus als ihren Herrn angenommen haben, leben nicht nur unter der Herrschaft Gottes, sie bilden gleichzeitig mit den anderen Gläubigen die Gemeinschaft der Herrschaft bzw. des Reiches Gottes. Man kann die Gemeinde nicht mit der Herrschaft Gottes gleichsetzen. Doch als Gemeinschaft von Gläubigen ist die Gemeinde ein Ausdruck dieser Herrschaft. Darum begnügten sich die ersten Missionare nicht damit, einzelnen Menschen das Evangelium zu verkünden. Sie gründeten Gemeinden, in denen die Gläubigen zusammenfanden. Die Gemeinde ist also weit mehr als ein loser, unverbindlicher Zusammenschluss von Menschen, die etwas gemeinsam haben. Sie ist vielmehr von Gott gewollt, von ihm gegründet worden, als Ausdruck und Ort seiner Herrschaft. Als Menschen, die Gottes heilbringende Herrschaft persönlich erfahren haben und unter ihr leben, sind Christen immer zugleich Teil der Gemeinde.

Aus diesem Grund haben sich die Apostel auch immer um die Gemeinde gekümmert, haben sie entweder besucht oder sich in Briefen an sie gewandt. Denn als Ausdruck der Herrschaft Gottes war und ist Gemein-

de von entscheidender Bedeutung. Denn sie ist der Ort der Verherrlichung Jesu, der Ermutigung untereinander und Ausgangspunkt der Mission. Für die Gläubigen ist die Gemeinde unverzichtbar, weil sie der Ort ist, an dem Christen gemeinsam ihrem Herrn Jesus Christus begegnen. Auf vielfältige Weise haben sie Gemeinschaft mit ihm. Sie hören auf seine Lehren und seine Taten, sie wenden sich im Gebet an ihn und pflegen die Gemeinschaft untereinander. Vor allem in der Mahlfeier, bei der sie an den Tod Jesu denken und ihn für sich in Anspruch nehmen, spiegelt sich diese Gemeinschaft mit ihrem Herrn wieder (Apostelgeschichte 2,42). Es ist der eine Herr, Jesus Christus, an den sie sich wenden (Epheser 4,5). Diesem Herrn bringt die Gemeinde ihr Lob und ihren Dank entgegen (Epheser 5,19b).

Gerade weil sie nur einen Herrn kennt und verherrlicht, ist die Gemeinde eine Einheit aus verschiedenen Gliedern. Sie ist daher sowohl der Ort, an dem die Gemeinschaft der Gläubigen Christus verherrlicht, als auch der, an dem sie einander ermutigen und ermahnen. Denn als die Gemeinschaft der Herrschaft Gottes spiegelt sie dessen Willen wieder. Nicht nur, was ihre Verbindung zu Jesus betrifft, sondern in gleichem Maß zueinander. Deshalb schreibt Paulus, Christen sollten voller Geist werden, indem sie zueinander in Psalmen und Lobliedern und geistlichen Liedern reden (Epheser 5,19). Aus dem gleichen Grund schreibt er den Christen in Korinth, wenn sie zusammenkämen, hätte jeder etwas beizutragen und alles solle zur Erbauung dienen (1. Korinther 14,26). Dieses gegenseitige Erbauen, die gegenseitige Ermutigung kann nur dann Bestand haben, wenn die Gemeinde von gegenseitiger Annahme und Liebe geprägt ist. Wie entscheidend diese Liebe unter den Gliedern der Gemeinde ist, zeigt sich in dem ersten Brief, den der Apostel Johannes schrieb. Immer wieder kommt er auf sie zurück, ermahnt und ermutigt zu dieser Liebe (1. Johannes 2,9-11; 3,11-24; 4,7-11).

Die Gemeinde ist gleichzeitig der Ausgangspunkt der Mission, also der frohen Botschaft, dass Gottes heilschaffende Herrschaft allen Menschen gilt. Deshalb

kann Paulus an die Gemeinde in Thessalonich schreiben: „Denn von euch aus ist das Wort des Herrn erschollen, nicht allein in Mazedonien und in Achaja, sondern an jeden Ort ist euer Glaube an Gott hinausgedrungen, so dass wir nicht nötig haben, etwas zu sagen“ (1. Thessalonicher 1,8).

Gemeinde ein Reich im Streit mit sich selbst?

Alle Schreiber des Neuen Testaments gingen davon aus, dass es keinen Menschen gibt, der nicht die heilsame Herrschaft Gottes durch Jesus Christus erfahren kann. In Galater 3,28 drückt Paulus es so aus: „Da ist nicht Jude noch Heide, da ist nicht



Foto: © C. Banskaya, Fotolia.de

Sklave noch Freier, da ist nicht Mann noch Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus.“ Unter der Herrschaft Gottes sind soziale und kulturelle Gegensätze aufgehoben. Der Glaube an Jesus Christus steht allen offen. Es war nicht die Absicht von Paulus, an dieser Stelle umfassend zu sein. Es ließe sich durchaus auch folgende Ergänzung machen: „Da ist ... weder Arbeitsloser noch Manager, weder Alter noch Junger ...“.

Für Paulus ist der Glaube an Jesus an keine Äußerlichkeiten gebunden. Deshalb ist die Gemeinde auch so bunt und vielfältig. Hierin liegt die große Chance von Gemeinde, in der jeder durch seine Prägung, seine Erfahrung und verschiedene Herkunft oder Lebensumstände den anderen ermutigen kann.

Als die Pharisäer Jesus vorwarfen, den Teufel durch den obersten Dämon auszutreiben (s.o.), entgegnete er ihnen, ein Reich, das mit sich selbst im Streit liege, könne keinen Bestand haben. Deshalb würde der Teufel auch niemals gegen sich selbst arbeiten. Gleiches trifft selbstverständlich auf das Reich, also die Herrschaft Gottes zu. Auch Gott, weil er vollkommen ist, würde niemals etwas tun, was seiner Herrschaft schadet. Doch wie anders sieht es häufig unter uns aus, die wir Ausdruck der Herrschaft Gottes sind? Das Geschenk der Verschiedenheit (Galater 3,28) wird häufig nicht als Möglichkeit gesehen, sondern führt zu Unverständnis, Vorurteilen und Missverständnissen unter Brüdern



und Schwestern. Wie leicht kann all dies dazu führen, dass Gemeinde schleichend, vielleicht ohne es bewusst wahrzunehmen, nur noch in geringem Maß gemeinsam verherrlicht und gemeinsam einander dient und aufbaut?! Man muss mit Neid anerkennen, um wie viel schlauer der Teufel an dieser Stelle ist. Während er niemals etwas tun würde, was seinem Reich schadet, müssen wir uns immer wieder die Frage gefallen lassen, die Jesus den Pharisäern stellte: „Wie soll ein solches (entzweit) Reich Bestand haben?“. Die Antwort ist offensichtlich. Ein Reich kann nur dann bestehen, wenn es nicht zerteilt ist, nicht im Streit mit sich selbst liegt. Nur wenn es von Einheit, Annahme und echter

Liebe gekennzeichnet ist, wird es – ja kann es – bestehen. Und nur dann spiegelt es die Herrschaft Gottes tatsächlich in vollem Maße wieder.

Wie Gemeinde eine Burg der Einheit und Liebe sein kann

Die Einheit und Liebe, die ein Kennzeichen von Gemeinde sein soll, wird erst dann vollendet, perfekt sein, wenn Gottes Herrschaft endgültig aufgerichtet ist, d.h. wenn Jesus wiederkommt. Denn die Herrschaft Gottes hat mit dem Kommen Jesu ihren Anfang genommen, doch vollendet wird sie erst, wenn Jesus wiederkommt. Dennoch kann und soll dies keine Entschuldigung für zerstrittene Gemeinden sein. Schon jetzt gilt es, ein Zeugnis für die Herrschaft Gottes zu sein. Sowohl für die Gemeinschaft der Glaubenden untereinander, als auch für die Welt. Doch wie kann eine solche Einheit und Liebe Wirklichkeit werden? Vor allem dann, wenn es so viele Unterschiede im Denken, Glauben, der Prägung, Herkunft, des Alters usw. der Gemeindeglieder gibt?

Ich glaube, dass uns hier zwei neutestamentliche Prinzipien helfen können.

I. Wem viel vergeben ist, der kann auch vergeben (Epheser 4,32)

In Epheser 4,32 ermutigt Paulus die Christen: „Seid aber zueinander gütig, mitleidig, und vergebt einander, so wie auch Gott in Christus euch vergeben hat!“. Einander zu lieben und eine Einheit zu werden, ist nur dann möglich, wenn man bereit ist, dem Nächsten zu vergeben. Doch wie schwer fällt uns das oft! Ich glaube, dass dieser Vers für uns eine große Hilfe sein kann. Paulus ermutigt dazu, einander zu vergeben, indem er den Blick auf Gott richtet, der uns vergeben hat. Egal, wie sehr mich auch jemand in der Gemeinde verletzt haben mag, wie schuldig jemand an mir geworden sein mag. Ich werde ihm nie so viel zu vergeben haben, wie Gott mir vergeben hat. In Jesus Christus musste Gott mir eine Menge vergeben und wird mir in

der Zukunft noch eine Menge vergeben müssen. Sollte die Vergebung all meiner Schuld und Sünde mich nicht demütig machen und mich dahin bringen, auch meinem Bruder oder meiner Schwester vergeben zu können? Es mag helfen, wenn wir ein Problem mit jemandem haben, an die Vergebung Gottes zu denken.

II. Weil Gott uns liebt, können auch wir lieben (1. Johannes 4,10-11)

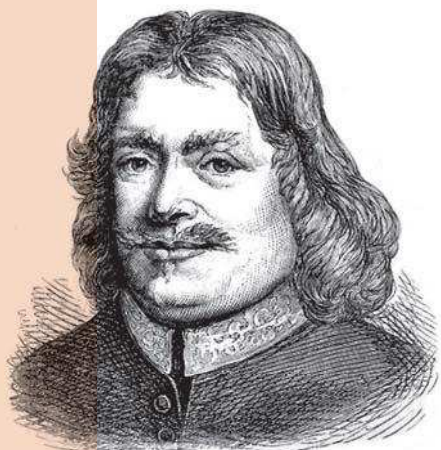
Gott liebt uns. Wie oft macht dieser Satz uns Mut, wenn wir in schwierige Situation kommen und Probleme haben. Doch Gottes Liebe geht noch tiefer. Denn wer Gottes Liebe erfahren hat, der wird auch in der Lage sein, selber zu lieben. Das sagt uns Johannes in seinem ersten Brief: „Hierin ist die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt hat und seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsere Sünden. Geliebte, wenn Gott uns so geliebt hat, sind auch wir schuldig, einander zu lieben.“ Ohne es zu verdienen, haben wir die Liebe Gottes zu uns erfahren, bedingungslos. Welches Recht haben wir daher, die Liebe zu unseren Geschwistern an Bedingungen zu knüpfen, falls wir überhaupt dazu bereit sind? Wer sich der Liebe Gottes zu uns bewusst ist, die uns so vollkommen unverdient erreicht hat, dem sollte es weit weniger schwerfallen, seinen Bruder und seine Schwester zu lieben.

Jedes Reich, das mit sich selbst im Streit liegt, geht zugrunde. Doch ein Reich, das von gegenseitiger Annahme, Vergebung und Liebe durchdrungen ist, wird bestehen. Denn so spiegelt es die Herrschaft Gottes wieder. So hat es die Kraft, Gläubige zu ermutigen, zu ermahnen und Kraft zu geben. Gleichzeitig wird es für die Welt zu einer Stadt auf dem Berg, die man nicht übersehen kann.



Thomas Lauterbach

Thomas Lauterbach ist Gemeindefereferent in Hagen-Hohenlimburg.



PREDIGENDER KESSELFlicker

John Bunyan – Ein Lebensbild

Er stammte aus niedrigsten Verhältnissen. Geboren 1628 war er dankbar, dass seine Eltern ihn die Schule haben besuchen lassen, sodass er lesen und schreiben lernte. Manche meinen zwar, er habe noch eine höhere Schule besucht, aber dafür gibt es keine Belege. Nach V. Raymond Edman vergaß er sogar wieder das Lesen und Schreiben, bis seine Frau es ihm neu beibrachte (V. Raymond Edman, *Das ausgetauschte Leben*, S. 18). Mit 17 wurde er Soldat im englischen Bürgerkrieg. Er lebte völlig ohne Gott. Sein Fluchen war so schlimm, dass ihn einmal sogar eine Frau aus seinem Dorf ermahnte, die selbst nicht gerade als gottesfürchtig galt. Sie fürchtete, er werde mit seiner Ausdrucksweise die ganze Jugend verderben.

Doch nachdem John Bunyan zum Glauben gekommen war, verkündete er überall von Gottes unglaublicher Gnade, die so reich in ihm gewirkt hatte. Er schrieb zahlreiche Bücher, von denen sein berühmtestes, die Pilgerreise, nach der Bibel eines der am meisten verbreiteten Bücher der Welt ist.

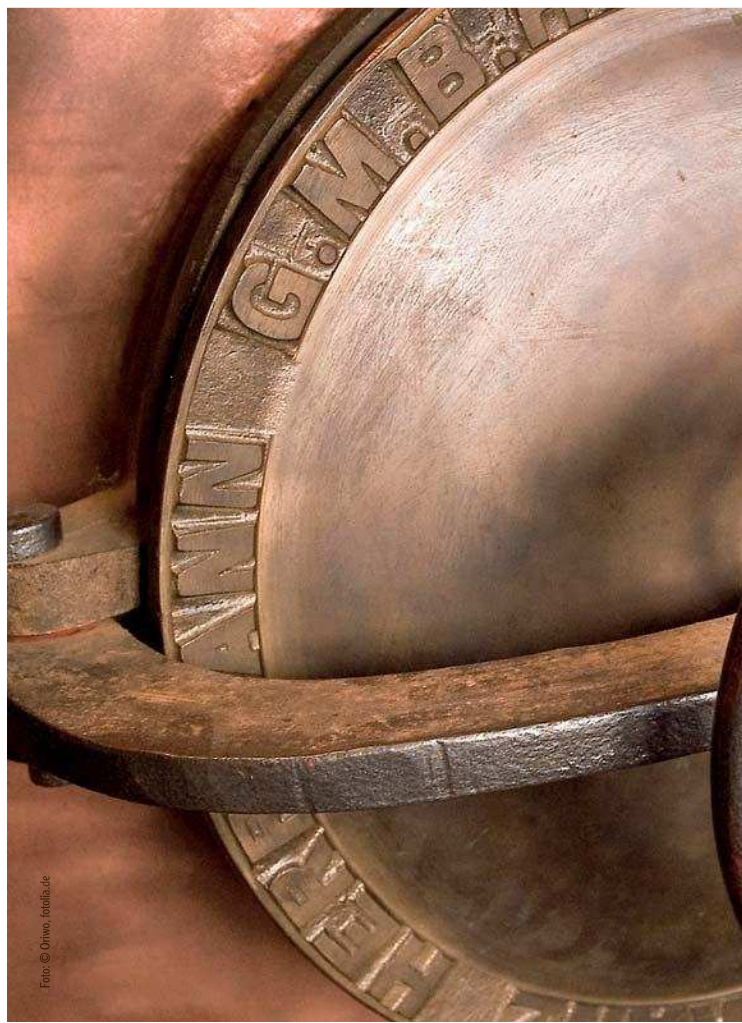
Seine Predigten waren so eindrucklich, dass sogar John Owen, der Vizekanzler der Universität Oxford und ein persönlicher Freund von ihm, einmal meinte, er würde gerne all seine Gelehrsamkeit aufgeben, wenn er dafür des Kesselflickers Fähigkeit bekäme, Menschenherzen anzurühren.

John Bunyan kämpfte lange mit der Angst, Gott wolle ihn nicht erlösen. Er war überzeugt, dass es alleine Gottes Gnade ist,

wenn ein Mensch zum Glauben kommt. Doch irgendwie verzehrte ihn die Angst, Gott habe ihn nicht berufen, er sei nicht erwählt. Die Bibelstelle in Johannes 6,37 zeigte ihm, dass Gott jeden annimmt, der zu ihm kommt, wenn auch Gott den Menschen zu sich zieht.

Bunyans Weg zum Glauben war nicht geradlinig. Schon seine erste Frau, die leider starb, war gläubig. Sie erzählte ihm immer wieder von dem guten Lebenswandel ihres Vaters. Bunyan ging dann, wie er sagte, brav mit in die Kirche. Doch dies hatte keine Auswirkungen auf seinen Lebensstil. Er lebte wie viele in dieser Zeit: „In der Kirche sagte und sang man so manches; aber wenn man draußen war, tat man, was man wollte“ (Frank Mott Harrison, John Bunyan, S. 25). Eine Predigt über Sonntagsheiligung berührte ihn enorm. Als er sich trotzdem nachmittags mit Freunden zum Spiel traf, hörte er plötzlich eine Stimme vom Himmel: „Willst du deine Sünden

lassen und in den Himmel kommen, oder willst du deine Sünden behalten und in die Hölle fahren?“ Bunyan war zutiefst erschrocken. Er verließ das Spiel und blickte zum Himmel auf „und mir war, als sähen die Augen meines Herzens den Herrn Jesus, wie er auf mich herabblickt“ (Harrison, S. 27). Doch dies war noch nicht der endgültige Durchbruch zum Glauben, im Gegenteil: Bunyan fand in sich „ein großes Verlangen, in vollen Zügen aus dem Kelch der Sünde zu trinken und ihre Süße zu kos-



ten“. Laut Harrison spielte er einen Monat lang derartig verrückt, dass seine Frau nur noch mit tränennassem Gesicht umherlief (S. 29). Dann machte er Bekanntschaft mit einem religiösen Mann und begann, gerne die Bibel zu lesen. Er beruhigte sich durch ein äußerliches Halten der Gebote. Bunyan war nun überzeugt, er gefiele Gott „so gut wie nur irgendeiner in England“ (Harrison, S. 30). Dies dauerte ungefähr ein Jahr. Über seine Zeit der Gesetzesgerechtigkeit sagte Bunyan: „Ich lag deshalb so lange am Sinai, damit ich das Feuer, die Wolke und die Dunkelheit sähe, auf dass ich den Herrn fürchtete alle Tage meines Lebens auf dieser Erde und seine wunderbaren Taten meinen Kindern erzählte“ (Eberhard Pältz, John Bunyan, Ein Pilgrim Gottes, S. 15).

In seiner „Pilgerreise“ kommt dies bildhaft durch den Besuch bei Herrn „Gesetzlich“ in der Stadt „Sittsamkeit“ zum Ausdruck. Die Selbsterlösungsversuche aber schlugen fehl. In der „Pilgerreise“ beschreibt er, wie Christ

an den Berg Sinai kommt und fürchtet, von über dem Weg hängenden Felsen erschlagen zu werden. Der Pilger verliert schließlich seine Sündenlast, als er durch die enge Pforte hineingeht und bei dem Kreuz Christi ankommt.

Dies war von nun an John Bunyans Credo. Nur beim Kreuz, nur durch den erlösenden, unsere Schuld bezahlenden Tod Christi, kann ein Mensch gerettet werden. Als Puritaner achtete er sehr auf ethisches Verhalten. Doch ihm war vollkommen klar, dass sich ein Mensch hierdurch nicht retten kann. Überdeutlich wurde ihm dies auf einem Spaziergang, bei dem ihm plötzlich

„Willst du deine Sünden lassen und in den Himmel kommen, oder willst du deine Sünden behalten und in die Hölle fahren?“

der Satz einfiel: „Deine Gerechtigkeit ist im Himmel.“ Ihm war, als sähe er mit den Augen seines Herzens Jesus Christus zur Rechten Gottes sitzen. Er sagte: „Gott

konnte also, wo immer ich war oder was immer ich tat, nicht meine Gerechtigkeit verlangen; sie war ja bei ihm“ (Edman, S. 20). Gnade war der Hauptton im Leben Bunyans, deshalb trägt auch seine Autobiografie den Titel „Überströmende Gnade für den vornehmlichsten Sünder“.

Es zeigte sich, dass Bunyan eine überragende Gabe zu predigen und zu lehren hatte. Seine nonkonformistische,

freie Gemeinde in Bedford forderte ihn immer wieder auf, ihnen das Wort Gottes auszulegen. Er reiste umher und predigte in Scheunen und unter freiem Himmel. Menschen kamen durch ihn zum Glauben.

Die Geistlichkeit jedoch beobachtete Bunyans Tätigkeit mit Argusaugen. Schließlich wandelte sich die Stimmung von Toleranz zu Restriktion. Die Gemeinde in Bedford musste ihre Räumlichkeiten verlassen, Verfolgung setzte ein. Es wurde verlangt, sie sollen das Allgemeine Gebetsbuch verwenden und die Liturgie der Anglikanischen Kirche. Dies lehnten sie ab. Bunyan meinte, er wolle lieber „mit dem Geist und dem Verstand“ beten und keine vorformulierten Gebete sprechen. Auch sein Predigen galt auf einmal als gesetzwidrig. Schließlich wurde Bunyan verhaftet. Ohne ein richtiges Gerichtsurteil kam er

mit kurzer Unterbrechung für zwölf Jahre in Haft. Dies war insbesondere schlimm, weil er vier kleine Kinder hatte. Nachdem seine erste Frau Mary gestorben war, hatte er auch wegen der Kinder wieder geheiratet. Seine zweite Frau Elisabeth musste sich nun nach gerade drei Jahren Ehe alleine um die Kinder kümmern. Der Ernährer fiel aus, sie war auf mildtätige Gaben angewiesen, und Bunyans älteste Tochter war auch noch von Geburt an blind. Er lernte das Flechten von Schnüren, die er am Gefängnistor verkaufen und so zum Unterhalt der Familie beitragen durfte.

Seine Frau versuchte zwar, bei den Richtern vorzusprechen und Bunyan setzte seinen Fall immer wieder auf den Gerichtskalender, um ein ordentliches Verfahren zu erzwingen, aber dazu kam es nicht. Er wurde in Haft gehalten. Mit Blick auf seine Familie hatte Bunyan das Gefühl, man würde ihm das Fleisch von den Knochen ziehen. Doch er blieb fest. Bunyan hätte seine Freiheit ganz leicht wiedererlangen können. Er hätte nur zusagen müssen, nach seiner Freilassung nicht mehr zu predigen und den anglikanischen Gottesdienst zu besuchen. Aber Bunyan sagte, sobald sie ihn freilassen, werde er wieder predigen.



Dies sah er als seine Berufung an, alles andere war für ihn ein Verrat am Glauben. Bei seiner Verhaftung hatte er gesagt, es sei Gnade, für gerechte Dinge verfolgt zu werden. Schließlich hätte man ja auch zum Mörder oder sonstigen Übeltäter werden können.

Nach zwölf Jahren setzte sich schließlich ein Quäker, der dem König Charles II. im Bürgerkrieg einmal das Leben gerettet hatte, für die Freilassung aller Gefangenen aus Glaubensgründen ein und Bunyan und andere kamen frei. Er beantragte sofort eine Predigtlizenz, die er 1639 erhielt.

Bunyan war schon während seiner Haft zum Pastor der Bedforder Gemeinde gewählt worden. Jetzt kümmerte er sich um mehrere Baptisten-gemeinden in der Umgebung und wurde darum sogar manchmal liebevoll „Bischof“ genannt. Dieser Bischof blieb aber zeitlebens Kesselflicker.

Mehrmals wurde ihm angeboten, eine Gemeinde in London zu übernehmen, aber er wollte seine Bedforder Gemeinde nicht verlassen. Im Zuge seines Predigtdienstes reiste er jedoch bis nach London.

Bunyan war Baptist, aber er hielt es nicht für unabdingbar nötig, sich taufen zu lassen, um zur Gemeinde zu gehören. Die Taufe war für ihn ein guter Gehorsamsakt, aber keine Voraussetzung für das Christsein. Einmal sagte er sogar, man solle nicht zu viel Umgang mit den Wiedertäufern haben, obwohl er selbst dazugerechnet werde. Doch trotz seiner Herzensgüte stand er felsenfest zu seinen Überzeugungen. Das lange Ringen um sein Heil, seine Angst vor dem Tod und der

Verdammnis, seine häufigen Anfechtungen, ob Gott ihm gnädig sei, hatten ihn dahin gebracht, seine Rettung alleine von Christus zu erwarten. Auch er war Calvinist wie viele Puritaner und betonte, dass es Gnade und Ziehen Gottes ist, wenn ein Mensch zu Gott will. Doch er bewies genauso aus der Bibel, dass Gott jeden annimmt, der zu ihm kommt.

**Seine
einzige
Hoffnung
war, dass
Jesus
Christus
am Kreuz
für seine
Schuld
bezahlt
hatte.**

Bunyan traf den Ton der Menschen. Seine Pilgerreise wurde schon zu seinen Lebzeiten in mehrere Sprachen übersetzt. Besonders beeindruckend an ihr ist, dass ihr erster Teil während eines weiteren Gefängnis-aufenthaltes wegen seiner Predigt-tätigkeit entstand. Ihm wurde oft vorgeworfen, er habe die „Pilgerreise“ jemandem nachgeahmt oder gar abgeschrieben. Doch Bunyan schrieb dazu: „Wer sagt, die Pilgerreise sei nicht mein, verdächtigt mich, ich wolle am Schein und Namen eines andern mich erfreu'n.

Ich lach darüber! So ein Mistkerl ist John nie gewesen, seit Gott ihn bekehrt hat“ (Harrison, S. 160f.).

Obwohl Bunyan ein einfacher Handwerker ohne höhere Schulbildung war, war er in seinen späten Jahren ein reputierter Schriftsteller. Der Verleger der „Pilgerreise“ wurde durch dieses Buch zum gemachten Mann. Es kamen sogar Raubkopien auf den Markt, weil die Nachfrage so groß war und viele ein gutes Geschäft witterten.

Bunyans Allegorien über den Glauben, wozu auch sein Meisterwerk „Der heilige Krieg geführt von Schaddai gegen Diabolus“ gehört, vermitteln dem Leser viele Wahrheiten des christlichen Glaubens. „Der heilige Krieg“, in dem es um den Kampf um die Seele des Menschen geht, gilt als sein bestes Buch nach der „Pilgerreise“.

Auf uns wirkt Bunyan vielleicht etwas zu streng. Die Puritaner waren ja Christen, die die Reinheit manchmal übertrieben haben und Dinge verachteten, die Gottes gute Gaben sind. So wagte es Bunyan, wie

Harrison sich ausdrückt, nicht, „sich seiner Liebe zur Musik hinzugeben; denn täte er es, müsste er von dem ihm aufgetragenen rauen Pfad des Glaubens weichen“. Er erlaubte im Gottesdienst nicht einmal den Gesang von Psalmen, „weil dadurch er und auch die anderen von wahrer geistlicher Anbetung abgelenkt würden“ (Harrison, S. 178). Doch Bunyan ist ein Beispiel für einen glaubensfrohen Menschen. Er liebte seine Frau und seine Kinder sehr, aber er war bereit, Gott über alles zu lieben. Bunyan ist auch eine Mahnung gegen den Pragmatismus vieler Christen heute. Er war in seinen Glaubensgrundsätzen nicht pragmatisch. Er sagte nicht einmal zu, nicht mehr zu predigen, um dadurch freizukommen – und das, obwohl er nicht wusste, wie er im Gefängnis für seine Familie sorgen soll. Bunyans Glaubensweg ist auch eine Mahnung, alleine von Christus seine Erlösung zu erwarten. Obwohl er sich bemühte, als Christ tadellos zu leben, wusste er um die Verdorbenheit seines menschlichen Wesens. Seine einzige Hoffnung war, dass Jesus Christus am Kreuz für seine Schuld bezahlt hatte.

John Bunyan wurde nur 59 Jahre alt. Im August 1688 geriet er auf dem Weg zu einem Predigtdienst in Whitechapel in London in ein Unwetter, das ihn völlig durchnässte. Trotz einer schweren Erkältung predigte er, doch seine auch durch die lange Gefangenschaft angegriffene Gesundheit verkraftete die Erkrankung nicht mehr. Am 31. August schließlich ging er heim über den Fluss ohne Brücke, wie er ihn in seiner „Pilgerreise“ beschrieb. Kurz vor seinem Tod sagte er: „Weint nicht um mich, sondern um euch selbst; denn ich gehe zu dem Vater des Herrn Jesus Christus, der mich durch die Vermittlung seines gesegneten Sohnes annehmen wird! Er wird mich annehmen, obwohl ich ein Sünder bin – und ich hoffe, wir werden uns dort bald wiedersehen, um das Neue Lied zu singen und ewig glücklich zu sein“ (Harrison, S. 203).

Wilhelm Schneider

